

Frankfurter Allgemeine
Magazin

APRIL 2020



DESIGN, MODE, LEBEN



Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
 Minotti M Ü N C H E N BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. 09131 4057047 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

SITZSYSTEM DANIELS - LOWBOARD-SYSTEM AMBER | DESIGN CHRISTOPHE DELCOURT
 Sessel LAWSON | DESIGN RODOLFO DORDONI
 SIDEBORD EASEL - COUCHTISCH WEDGE | DESIGN NENDO
 ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/DANIELS

Minotti



*MY STYLE.
MY STATEMENT.*

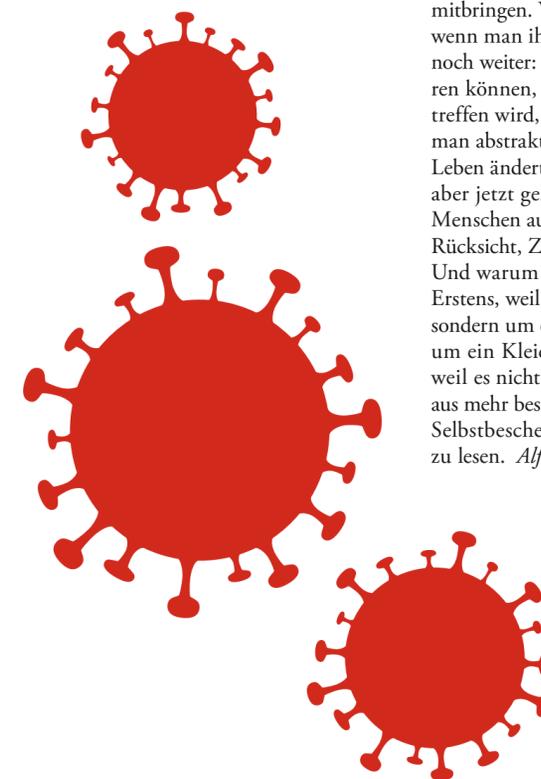
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP

GUCCI



DAS GUTE LESEN



Ja, an dem Thema, das mit den Illustrationen auf dieser Seite angedeutet ist, kommt auch ein Magazin nicht vorbei. Erst recht nicht wir, erst recht nicht ich. Denn ich habe die zweifelhafte Ehre, „Patient eins“ der F.A.Z. gewesen zu sein. Schwacher Verlauf, eine Woche Kopfschmerzen, zwei Wochen Schläppheit. Zum Glück haben die vergangenen Wochen gezeigt, dass ich im Büro wohl niemanden infiziert habe. Inzwischen werden diese Zeitung und auch dieses Magazin fast vollständig im Homeoffice hergestellt; man wundert sich, dass und wie das geht. Aber nun muss man sich Dingen stellen, die weit über die Frage hinausgehen, wie man ein Kind zu Schulaufgaben motiviert, das lieber „Mr. Bean“ schaut, wie man Sonne abbekommt, wenn man in einer Wohnung ohne Balkon sitzt, wie man mit Skype arbeitet, wenn dauernd die Leitung zusammenbricht. Diese Krise zwingt uns zu der Frage, wie wir mit anderen umgehen. Ob man unbedingt noch mal ins Büro fahren muss, wenn man schon Erkältungssymptome hat. Ob man vor die Tür darf, selbst wenn man immun ist, also auch nicht mehr infektiös, schließlich könnte man das Virus auch vom Getränkehändler mitbringen. Wie man mit seinen Eltern oder Großeltern umgeht, wenn man ihnen nicht näher kommen darf. Und die Fragen gehen noch weiter: Wie kann es sein, dass wir uns jetzt so gut disziplinieren können, aber der Klimawandel, der uns noch viel härter treffen wird, viele Menschen nichts anzugehen scheint? Wie kann man abstrakte Gefahren so auf sich selbst beziehen, dass man sein Leben ändert? Ich schlage hier ungerne einen pastoralen Ton an, aber jetzt geht's nicht mehr anders: Hoffentlich lernen die Menschen aus dieser Krise, wie wertvoll Selbstbeschränkung, Rücksicht, Zurückhaltung, Bescheidenheit sind. Jetzt fragen Sie: Und warum dann ein Heft mit so vielen Luxusprodukten? Erstens, weil es hier eben gerade nicht um Wegwerfartikel geht, sondern um ein Sofa, das man sich genau einmal im Leben zulegt, um ein Kleid, das man schon deshalb nicht schnell entsorgt, weil es nicht vom Discounter ist. Zweitens, weil dieses Magazin aus mehr besteht. Schauen Sie selbst! Gerade in Zeiten unfreiwilliger Selbstbescheidung und erzwungener Häuslichkeit hilft es, gut zu lesen. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Peter Badenhop, Günter Bannas, Joachim Besting,
Dr. Daniel Deckers, Dr. Marco Derwiler, Johanna
Dürholz, Claus Eckert, Leonie Feuerbach, Timo Frasch,
Christine Gensmantel, Aylin Güler, Jasmin Joushar,
Frank Pergande, Sophie Rebmann, Julia Schaaf,
Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Karin Truschert

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

Schmetterlinge im Bauch

EIN TIFFANY DIAMANT LÄSST
HERZEN HÖHERSCHLAGEN

TIFFANY & Co.



GÜNTER BANNAS hat eine seiner Leidenschaften, die Politik, zu seinem Beruf gemacht. Fast 40 Jahre lang arbeitete er für diese Zeitung, erst in Frankfurt, dann an den deutschen Regierungssitzen in Bonn und Berlin – das Bild stammt vom CDU-Parteitag 2018. Eine zweite Leidenschaft blieb Hobby. Er baute Modelle von Ozeanlinern und sammelte Ansichtskarten dazu: Passagierdampfer, Tanker, Frachtschiffe. Für uns hat er die schönsten ausgewählt. (Seite 44)



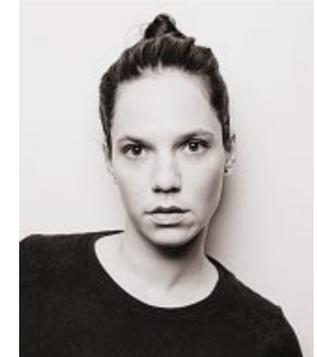
PETER-PHILIPP SCHMITT verließ lachend Jasper Morrisons Studio in London. Der eher schweigsame englische Designer hatte sich viel Zeit für ein sehr persönliches Gespräch mit unserem Designexperten genommen. Dabei ging es auch um Morrisons Zeit in Berlin in den achtziger Jahren (Seite 24). Dazu passt, dass sich in der deutschen Hauptstadt 30 Jahre nach der Wende wieder eine rege Designszene etabliert hat. (Seite 28)



JOACHIM BESSING kam für Dreharbeiten der Filmreihe „Skandal!“, die er mit Oskar Roehler auf Tele 5 moderiert, in das historische Lichtspielhaus von Weilmünster. Die Besitzer stellten den Kontakt zu ihrem Nachbarn Rudi Czech her, dessen dekorative Plakete aus längst vergangenen Zeiten unserem Autor in den vielen Drehpausen angenehm aufgefallen waren. Bessing wollte mehr wissen – und erfuhr von einer Geschichte, die sich nur das Leben ausmalen kann. (Seite 48)

MITARBEITER

KERA TILL lebt mit ihrer Familie in München. Aber weil die Illustratorin oft an Paris denkt, weil sie dort viele Kunden hat und ihr Bruder dort lebt, haben ihre Zeichnungen über das Leben im Homeoffice auch Pariser Flair (Seite 62). Die Großeltern auf einem Bild, das sind ihre Eltern, die ihrem Sohn jeden Tag ein kleines Spielzeug mit Schnur vom Balkon runterreichen. Und die Passierscheine zwingen die Menschen, viel Text mit der Hand zu schreiben. Sie hat einen imaginären Schein ausgefüllt, als ein Dokument dieser seltsamen Zeit.



ESTELLE GIRARD muss als Model flexibel sein. So führte unser Shooting die Siebenundzwanzigjährige nicht wie geplant nach Oberammergau, zu den Proben für die Passionsspiele, sondern wegen des Virus nur in Paris vor die Haustür. Die Deutsch-Französin, deren Mutter aus Nürnberg stammt, war sechs Jahre lang Vollzeitmodel. Aber weil sie lieber auf Nummer sicher geht und Tiere liebt, hat sie gerade eine Ausbildung zur Veterinärassistentin abgeschlossen. Für uns war sie so flexibel (Seite 52), sich in die Lage historischer Charaktere zu versetzen.



Inspiring design for your outdoor life.



Hybrid sitzsystem design von Antonio Citterio. www.bebitalia.com



Lebenszeichen in der Isolation: Die Zeichnerin Kera Till entwirft Momentaufnahmen aus dem Quarantäne-Alltag. Und fragt sich zum Beispiel, wie man in Paris jetzt noch an die Sonne kommt. (Seite 62)



Design-Standort Berlin: Hella Jongerius ist vor zwölf Jahren in die deutsche Hauptstadt gekommen, um dort neu anzufangen. Nur so, sagt die Art-Direktorin von Vitra, konnte sie weiter kreativ sein. (Seite 30)



ZUM TITEL

Der Designer Konstantin Grcic wurde am 27. Februar von Frank Röth im Treppenhaus seines Studios in Berlin fotografiert.

- 15 RENATO BIALETTI
- 24 JASPER MORRISON
- 33 WERNER AISSLINGER
- 60 HARALD SCHMIDT
- 82 ALFREDO HÄBERLI

MEDIZIN Alpakas können bei der Therapie psychisch kranker Straftäter hilfreich sein. *Seite 64*

WEIN Im Kriegsjahr 1945 wurden in Halle noch die Jahrgänge 1943 und 1944 verkostet. *Seite 68*

KUNST Endlich: Das Rätsel um Caspar David Friedrichs „Wanderer“ scheint gelöst. *Seite 70*

FOTOGRAFIE Heribert Niehues zeigt das verlorene Herzland Amerikas. *Seite 72*

REISE Wer intensive Eindrücke sucht, ist in der alten Königsstadt Fès in Marokko richtig. *Seite 76*

TECHNIK Zoff wegen der großen Lautsprecher im Wohnzimmer? Hier ist die Lösung. *Seite 78*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 9. Mai bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Koste, wer es wolle: Auch jenseits von persönlichen Vorlieben gibt es guten und schlechten Kaffee. Die feinen Unterschiede lernt man beim Kaffeetasting kennen. (Seite 80)



Miteinander statt Gegen-einander: Wenn der Schauspieler Moritz Vierboom (Seite 40) vom sozialen Wesen der Bienen erzählt, die er in Berlin hält, gerät er ins Schwärmen.

FOTOS: FRANK RÖTH; FELIX SCHMITT; BETTY; ZEICHNUNG: KERA TILL

FLEXFORM

OUTDOOR | MADE IN ITALY

VULCANO
MODULARES SOFASYSTEM
Antonio Otterio Design

www.flexform.it

AGENTUR FÜR
DEUTSCHLAND
Patrick Weber
Tel. +49 7044 922910
info@italdesign.de

Aus der F.A.Z. vom 2. April 1980: Wie erstarrte steinerne Wogen stehen die Rundhügel über der Stadt.

Foto Robert Held

Vor vierzig Jahren

Glaubt man den zeitgenössischen Quellen, dann heirateten Sarah Luísa Lemos de Oliveira und Juscelino Kubitschek am 30. Dezember 1931 in einer Kirche in Ipanema. Gefeierte aber wurde erst am nächsten Tag im Copacabana Palace – und auch ins neue Jahr 1932 hinein. Die zweiwöchigen Flitterwochen soll das Paar ebenfalls in dem Hotel verbracht haben, in dem Stars wie Maurice Chevalier, Marlene Dietrich, Errol Flynn, Ava Gardner, Arturo Toscanini und Orson Welles abstiegen. Kubitschek, 1902 in Diamantina im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais geboren, war Anfang der dreißiger Jahre ein junger Arzt, der auch in Berlin studiert hatte. 1933 ging er in die Politik, wurde Abgeordneter, Gouverneur und 1956 Staatspräsident. Viele Jahre lebte Kubitschek mit seiner Frau in Copacabana unweit der Avenida Atlântica, dem langgestreckten Boulevard an der Atlantikküste. Erst 1960 musste er den berühmtesten Stadtteil der damaligen Hauptstadt mit seinem noch berühmteren Strand verlassen, weil er ein Versprechen eingelöst hatte.

„Schon am frühen Morgen, gegen sieben, wenn der Flughafenbus die vereinsamten sechsspürigen Prachtpromenaden entlangfegt, traben im Dauertrott auf den Mosaikfußwegen des Strandrands die Jogger. Sie traben auf schwarzweißen, in breiter Wellenform gepflasterten Mosaikbändern zwischen Seegischt, blaßgelber Sandfläche und anlaufendem Verkehr einem unbestimmten Ziel zu.“ Vor 40 Jahren erschien im Reiseblatt dieser Zeitung ein Text von Kurt Wolf, der mit „Brasilianischer Bilderbogen“ überschrieben war. Zu den Streifzügen in den Alltag rund um Rio de Janeiro stellte die Redaktion ein Bild von Robert Held, das Copacabana von oben zeigt.

Der Blick aus dem Fenster führt den halbmondförmig geschwungenen Strand entlang Richtung Ipanema. Wahrscheinlich stand der Fotograf in einem der oberen Stockwerke des Hotels Meridien Copacabana, das inzwischen zur Hilton-Gruppe gehört und nur wenige Schritte von der Guanabara-Bucht und dem Zuckerhut entfernt liegt. Auch auf Helds Bild sind einige hohe Granitfelsen zu sehen, die das Stadtbild Rios prägen. Auf ihnen leben die Ärmsten der Armen in ihren Favelas, während sich zu ihren Füßen am Strand die Reichen und Schönen in ihren mehrstöckigen Apartmentblocks niedergelassen haben.

Zwischen den meist hässlichen Hochhäusern hat nur das Grand Hotel Copacabana Palace die Zeiten überstanden. Das Gebäude im Art-déco-Stil, das auch auf Helds Foto auszumachen ist, gilt als das „Kronjuwel“ des mehr als vier Kilometer langen Strandes inmitten der Stadt. Robert Held war 1980 der verantwortliche Redakteur für die Außenpolitik dieser Zeitung. Er war also eigentlich ein „Schreiberling“. Doch der vielseitige Autor, der zuvor lange Jahre das Feuilleton der F.A.Z. geleitet hatte, war auch ein begnadeter Fotograf. Von seinen Auslandsreisen brachte er Bilder mit, die ihren Weg in die Zeitung fanden, selbst wenn der Artikel nicht von ihm geschrieben war.

Oft gab es aber einen Anlass für die Veröffentlichung: Im Frühjahr 1980 war es der anstehende Besuch des Papstes, „der Brasilien als dem größten katholischen Land und der Kirche der ‚Einen Welt‘ besonders verbunden ist“, wie Kurt Wolf schrieb. Es war die siebte Auslandsreise des 1978 gewählten Pontifex Maximus. Johannes Paul II. kam, um in der gerade fertig gestellten Kathedrale des Erzbistums São Sebastião do Rio de Janeiro und auf dem Gipfel Corcovado mit seiner 38 Meter hohen Christusfigur Messen zu feiern. Der Papst bereite im Juli 1980 ein Land, das eine Militärdiktatur war. Doch wie Wolf schrieb, „ist allenthalben das allmähliche Abgleiten der Fesseln des Militärsystems zu spüren, das den Ruf nach mehr Freiheit auf allen Gebieten selbst provozierte“. Tatsächlich hatte vor allem nach der Ermordung des Journalisten Vladimir Herzog im Oktober 1975 eine „Redemokratisierung“ eingesetzt.

Zu den späten Opfern des Militärregimes zählte allerdings auch noch Juscelino Kubitschek. Er kam am 22. August 1976 bei einem „Verkehrsunfall“ ums Leben. Es war ein Komplott, wie die brasilianische Wahrheitskommission im Dezember 2013 in ihrem Abschlussbericht feststellte. Daran bestünden „keine Zweifel“. Auftraggeber für den Mord an dem einstigen Staatspräsidenten sei das damalige Regime gewesen. Kubitschek, der nur fünf Jahre Präsident war, ging in die Geschichte ein, weil er Brasília gründete. Damit erfüllte er, was schon in der Verfassung von 1891 niedergeschrieben worden war – eine Hauptstadt im geografischen Zentrum des Landes zu errichten. Für Rio de Janeiro war die Entscheidung ein Schlag. Die Faszination aber, die von der Stadt mit ihren Stränden und Hügeln ausgeht, ist trotzdem ungebrochen. *Peter-Philipp Schmitt*

FREIFRAU[®]
MANUFAKTUR

**FREIFRAU ZU BESUCH BEIM
KUNSTMAGAZIN BLAU**

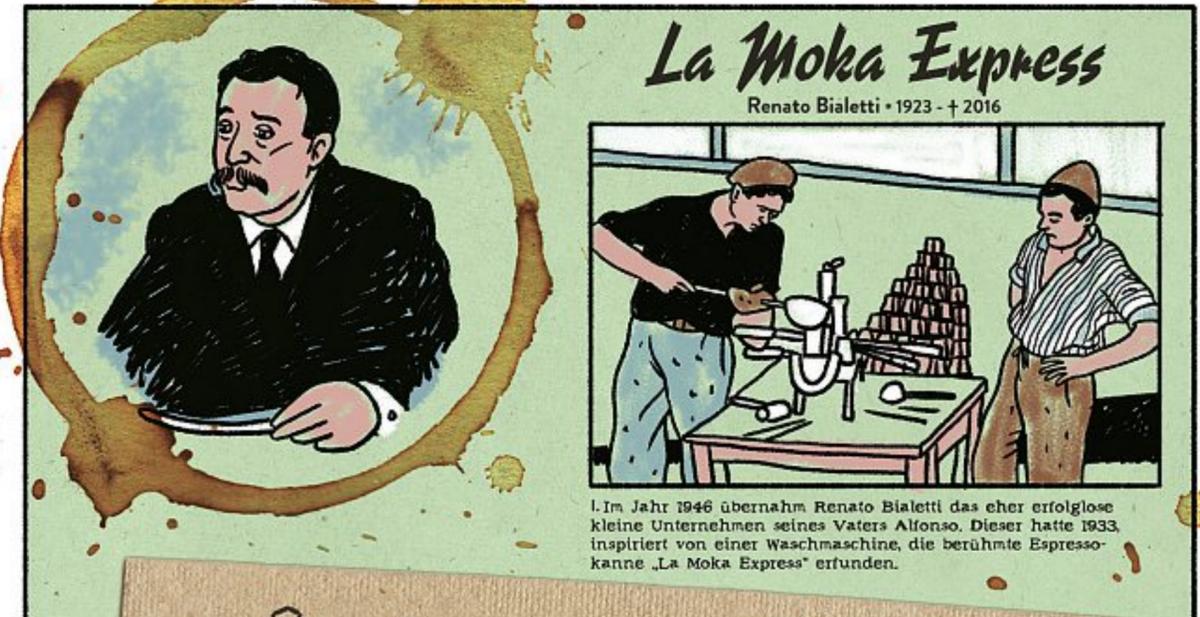
Wie sich das Leben und Arbeiten
in der ehemaligen Privatwohnung
Axel Springers anfühlt, erzählt
Chefredakteur Cornelius Tittel
unter www.freifrau.com.

ONA FAMILY

designed by SEBASTIAN HERKNER - Handmade in Germany by FREIFRAU MANUFAKTUR GmbH & Co. KG - www.freifrau.com

La Moka Express

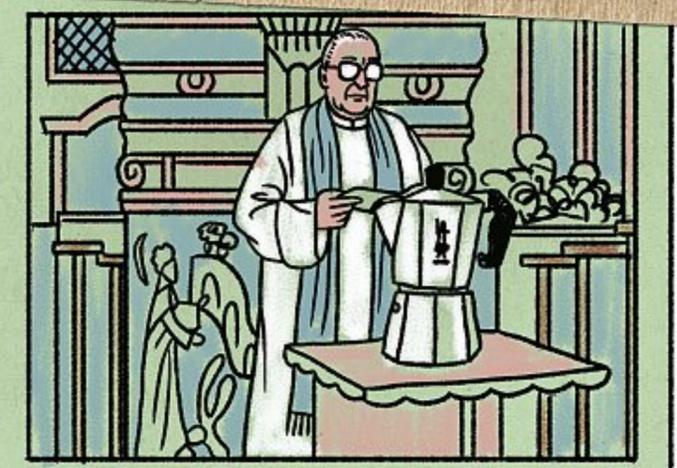
Renato Bialetti • 1923 - † 2016



I. Im Jahr 1946 übernahm Renato Bialetti das eher erfolglose kleine Unternehmen seines Vaters Alfonso. Dieser hatte 1933, inspiriert von einer Waschmaschine, die berühmte Espresso-Kanne „La Moka Express“ erfunden.



II. Die Kanne ermöglichte den Italiern erstmals, wie die Werbung verspricht, *in casa un espresso come al bar*. Der Vater verkaufte seine Erfindung jedoch wenig gewinnbringend höchstselbst auf Marktplätzen. Erst als sein Sohn Renato das Geschäft übernahm, ging es bergauf.



III. Renato hatte das Potential des Fernsehers erkannt, der nach dem Krieg auch in italienische Haushalte einzog. Von einem befreundeten Künstler ließ er sich 1953 selbst als Maskottchen der Marke zeichnen und in Trickfilmen im Fernsehen auftreten. Der Erfolg war überwältigend.

IV. In nur wenigen Jahren wurde Bialetti eines der bekanntesten italienischen Unternehmen und „La Moka Express“ eine Design-Ikone mit unzähligen Nachahmern. 2016 verstarb Renato Bialetti. Auf Wunsch seiner Kinder wurde er in einer übergroßen Espresso-Kanne bestattet.

Von Simon Schwartz

PRÊT-À-PARLER



UND DAS ALLES NUR FÜR DIE FÜSSE

„Ich will nicht in Zeiten von leben“, schrieb der Autor Benjamin Quaderer neulich auf Twitter. Sein Verdruss ob dieser Zeiten, also dieser Corona-Zeiten, ist verständlich, fällt doch die Veröffentlichung seines Debütromans „Für immer die Alpen“ in eben diese Zeiten, weshalb nicht nur die Leipziger Buchmesse, sondern auch sämtliche andere Lesungen und Promotertermine einstweilen abgesagt werden mussten. Obwohl wir Quaderer sehr gut verstehen und ihm für den Erfolg seiner erstaunlichen Hochstapler-Geschichte alles Gute wünschen, haben wir uns dafür entschieden, diese Corona-Zeiten nicht ganz zu ignorieren – geht leider auch nicht anders.

Jawohl, liebe Leser, Sie sehen hier im Hintergrund also nicht das gemütliche Sofa der Redaktion, sondern den (übrigens geerbten) wunderschönen Teppich und das Original-Möbiliar aus dem Privatleben einer Privatperson, die zugleich als Fußmodel ihr Bestes geben durfte (oder musste?). Warum die Füße? Immer wieder rutschen, nicht nur in letzter Zeit, den Politikern die Hosenbeine hoch und entblößen bunt gemusterte Socken. George H. W. Bush war jahrelang dafür bekannt, wild gemusterte Socken zur Schau zu tragen, gern auch mit Amerika-Flaggen-Muster. Nun zeigt sich etwa Justin Trudeau in violetten Socken mit gelben Enten darauf oder in

Chewbacca-Socken. Aber mal ehrlich: Wer schaut bei Trudeau zuerst auf die Füße?!

Besonders beliebt sind unter Sockenträgern zur Zeit die Motive von Happy Socks (8), doch die Klassiker ziehen nach. Falke bedient sich leuchtenden Farben (1, 7), und bei Burlington wird es tropisch (6) sowie psychedelisch, spirituell, quallig (2). Auch für die Mall-Shopper gibt es Quirliges. Die leuchtenden Sportssocken sind von Uniqlo (5), und die Avocado-Socken von H&M – zum Anknabbern – haben nur bei diesem Modell ihre besten Tage hinter sich (4). Sie sind, so wie die Levi's-Version (3), dem Kleiderschrank des Modells entliehen. (jdbz.)

FOTOS: JOHANNA GÜRRICH/OLZ



WESTSIDE SOFA COLLECTION, DESIGN JEAN-MARIE MASSAUD.

Poliform

Poliform Berlin
PV Interior GmbH
Kantstraße, 150 Berlin

Poliform Hamburg
Clig Inneneinrichtung GmbH
Stadthausbrücke, 8 Hamburg

Poliform München
Böhmler Einrichtungshaus GmbH
Ledererstraße, 9 München



SNEAK AROUND (18) PUMA FUTURE RIDER PLAY ON

Getreu dem Motto „Bring back the 80s!“ ist der legendäre Puma-Laufschuh aus den achtziger Jahren zurück. Der neue Future Rider Play On ist vom Fast Rider inspiriert, einem Laufschuh, der zur ersten Generation von Street-Runnern zählt.

In den achtziger Jahren bewegte sich der Laufsport weg von der Tartanbahn auf die Straße. Der Fast Rider zählte zu den technisch fortschrittlichsten Laufschuhen auf dem Markt und wurde für den Übergang vom Streckenlauf zum Straßenlauf entwickelt. Er war einer der komfortabelsten und innovativsten Laufschuhe. Der Schuh war bekannt für seine stoßdämpfende Außensohle. Die gewellte Sohle war sofort erkennbar, die Silhouette leicht und flexibel dank minimaler Polsterung und Futter. Ursprünglich als State-of-The-Art-Runner veröffentlicht, war der Schuh vor allem bei Freizeitläufern beliebt. Schnell etablierte sich der Joggingsschuh abseits des Sportplatzes und wurde zu einem populären Streetstyle-Sneaker.



Auch vier Jahrzehnte später ist der Rider noch Kult. Bei der Rückkehr des Runners auf die Straße hat sich Puma für ein One-To-One-Reissee entschieden. Zusätzlich zum Rerelease kombiniert der Hersteller die Retro-Silhouette mit neuer Technologie: Der Future Rider Play On ist mit einem extrem leichten und gepolsterten Obermaterial aus Nylon und Veloursleder ausgestattet und hat die stoßdämpfende Federbein-Außensohle, die etwas schmaler ist als beim Original-Schuh – und die ein bequemes Tragegefühl mit sich bringt. Aber Vorsicht: Da der Schuh schmaler geschnitten ist, sollte er beim Kauf eine halbe Nummer größer gewählt werden. Durch kräftige Farben und Colorblocking-Elemente entsteht zudem ein Vintage-Look, der den Vorlieben von Sneaker-Liebhabern entspricht.

Im vergangenen Jahr lief es bei dem Unternehmen aus Herzogenaurach richtig gut: 2019 stieg der Umsatz um 18,4 Prozent auf rund 5,5 Milliarden Euro. Das war Rekord – noch vor 20 Jahren erwirtschaftete Puma gerade einmal ein Zehntel davon. Der Sportartikelhersteller wollte in diesem Jahr weiter expandieren, aber die Folgen der Coronavirus-Pandemie wirbeln auch in diesem Fall alles durcheinander. Die Jahresprognose von Mitte Februar steht in Frage. In China haben zwar die meisten Geschäfte längst wieder geöffnet, aber die negativen Auswirkungen auf andere asiatische Länder, auf Europa und die Vereinigten Staaten sind noch unkalkulierbar. In Zeiten des Kampfs gegen das Coronavirus stehen Sportartikel eben nicht mehr ganz oben auf dem Einkaufszettel der Konsumenten. Wer regionale Sneaker-Läden dennoch unterstützen will, kann Schuhe, Bekleidung und Geschenkkarten aus dem jeweiligen Online-Shop bestellen. Bleibt gesund, liebe Sneaker-Freunde! *Aylin Güler*

SIE LEHRT SAUDISCHE FRAUEN DAS AUTOFAHREN

Frau Gruber, Sie bilden Fahrlehrerinnen in Saudi-Arabien aus. Wie kam es dazu?

Ich arbeite für Test and Training International (TTI). Das Unternehmen plant Fahrtrainingsanlagen und Rennstrecken in aller Welt. In Saudi-Arabien hatten wir bereits mehrere Projekte mit Rennstrecken. Nachdem dann Frauen 2018 in Saudi-Arabien das Autofahren grundsätzlich gestattet worden war, haben wir für unsere Partner dort, die Consultants, ein Konzept für die Ausbildung von Fahrlehrerinnen entwickelt. Das haben wir zusammen mit der österreichischen Fahrschulkette Easy Drivers getan, wo ich selbst Fahrschullehrerin bin.

Dabei sollten Sie zuerst gar nicht nach Saudi-Arabien gehen. Das stimmt, ursprünglich sollten Frauen aus Saudi-Arabien nach Österreich kommen, um hier als Fahrlehrerinnen ausgebildet zu werden. Aber das ging nicht, da sie nicht alleine reisen durften. Sie hätten ihre Familien mitbringen müssen.

Deshalb flogen Sie dann Ende 2018 erstmals nach Saudi-Arabien?

Die Ausbildung sollte schnell beginnen, da war das die einzige Möglichkeit.

Wie oft waren Sie inzwischen dort?

Achtmal, wenn ich richtig gezählt habe. Zuletzt fast den gesamten Januar und Februar.

Das Arbeiten dort stellt man sich nicht einfach vor: die Sprachbarriere, kulturelle Unterschiede, gerade für Frauen. Die Anforderungen sind tatsächlich hoch, auch wenn sich die Bekleidungsrichtlinien inzwischen gelockert haben. Zunächst einmal müssen wir fachlich einwandfrei arbeiten. Dann muss das Englisch gut sein. Das ist die Unterrichtssprache; es wird dann ins Arabische übersetzt, weil ein Großteil der Frauen nur Arabisch spricht. Wenn es aber im Englischen wackelt, kommt im Arabischen schon gar nichts mehr an. Unsere Teams müssen auch bereit sein, mehrere Wochen sehr vertraut miteinander zu arbeiten und zu leben. Da hockt man schon eng aufeinander. Wenn jemand das nicht kann, dann geht's nicht.

Wie viele Fahrlehrerinnen haben Sie bisher ausgebildet?

Das werden so an die 250 sein. Aber der Bedarf ist riesig, und das Interesse des Staats ist groß. Dort will man im Rahmen der „Vision 2030“ viele neue Arbeitsplätze für die junge Bevölkerung schaffen. In dem Rahmen wird alleine in diesem Jahr die Ausbildung von mindestens 5000 Fahrlehrern und Fahrlehrerinnen gefördert.

Was unterscheidet die Fahrschulausbildung in Saudi-Arabien von der in Europa?

Der größte Unterschied ist vielleicht, dass dort die Ausbildung nicht auf der Straße, sondern auf einem Übungsgelände stattfindet, das wir auch entwerfen. Dort wird die komplette praktische Ausbildung absolviert: das Fahren, Beschleunigen, Abbremsen, Einfädeln, Überholen, Abbiegen, Rückwärtseinparken und so weiter.

Wie läuft die Ausbildung ab?

Klar strukturiert und streng reglementiert. Es beginnt mit acht Stunden Theorie, je eine Doppelstunde an vier Tagen nacheinander. Dann folgt die theoretische Prüfung



Die Österreicherin Claudia Gruber, 47, bildet Frauen in Saudi-Arabien zu Fahrlehrerinnen aus.

am Computer. Als nächstes folgen zwei Stunden am Fahrsimulator und zehn Doppelstunden im Auto an zehn aufeinanderfolgenden Tagen samt Abschlussprüfung. In etwas mehr als zwei Wochen haben die Frauen dann ihre Fahrerlaubnis.

Sie betonen „die Frauen“?

Bei den saudischen Männern ist das anders. Männer müssen zwar auch in eine Fahrschule, aber die Ausbildungszeit wird individuell festgelegt und ist meist wesentlich kürzer als bei den Frauen. Auch wenn ich als Frau keinen genauen Einblick in die Männer-Fahrschule bekomme, kann man feststellen: Männer kommen wesentlich leichter an einen Führerschein als Frauen. Das soll sich aber ändern.

Inwiefern?

Die Männer-Fahrschulen sollen nach demselben Curriculum ausgerichtet werden wie die der Frauen. Die Umsetzung ist aber verschoben worden, weil die meisten Fahrschulen für Männer das noch nicht nachvollziehen konnten. Wir rechnen allerdings damit, dass wir auch bald bei den Männern mit der Trainerausbildung beginnen können.

Bilden Sie auch für Lastwagen, Bus und Motorrad aus?

Zur Zeit geht es nur um Autos, bei den Frauen sowieso. Aber wir haben für die Verkehrsbehörden auch schon ein Curriculum für Bus und Lastwagen ausgearbeitet. Auch Motorrad ist in Planung. Mal sehen, wann es soweit ist. Derzeit ist nicht vorgesehen, dass Frauen Lastwagen fahren. Bei Bussen ist das wieder anders. Da gibt es schon eine Nachfrage an Fahrerinnen, speziell für Schulbusse, mit denen Mädchen transportiert werden.

Was bedeutet der Führerschein für Frauen in Saudi-Arabien?

Das ist etwas ganz Besonderes. Sie sind begeistert und dankbar für den Zugewinn an Autonomie.

Sie dürfen dann auch alleine fahren?

Natürlich.

Sind das eher wohlhabende Frauen, die zu Ihnen kommen?

Ich habe den Eindruck, dass es oft gutsituierte Frauen sind, die eine gute Ausbildung genossen haben, zuweilen auch im Ausland, als Ärztin oder Mikrobiologin. Manche besitzen auch schon einen ausländischen Führerschein. Eine Fahrerlaubnis ist auch Voraussetzung, um bei uns in einen Trainerkurs aufgenommen zu werden. Es wäre ziemlich schwierig, eine Fahrlehrerin auszubilden, die selbst keinen Führerschein besitzt.

Gibt es einen besonderen saudi-arabischen Fahrstil?

Die Straßen sind oft sehr weitläufig ausgebaut, mit mehreren Fahrstreifen in jede Richtung. Generell wird sehr schnell gefahren. Erlaubt sind 80 Kilometer pro Stunde innerorts. Der Verkehr ist dicht, da wird eng aufgefahren. Ein Mindest- und Sicherheitsabstand, wie wir das bei uns kennen, wird meist nicht eingehalten. Auch zur Seite nicht. Da kommt es immer wieder zu Blechschäden und Schlimmerem. Dort wird ganz anders gefahren, als man es in Mitteleuropa gewohnt ist.

Wird sich das alles ändern, weil Sie jetzt den österreichischen Fahrstil nach Saudi-Arabien exportieren?

Bis sich das ändert, wird es sicher noch etwas dauern. Aber unser Ziel ist natürlich, ein Bewusstsein für Sicherheit und vorausschauendes Fahren mit Sicherheitsabständen zu entwickeln, so wie es seit 2018 auch in der saudi-arabischen Straßenverkehrsordnung steht.

Wann fliegen Sie wieder dorthin?

Das hängt von der Entwicklung der Corona-Pandemie ab. Erst einmal ist alles abgesagt.

Die Fragen stellte Andreas Mihm.

brühl



bongo bay
Design Kati Meyer-Brühl

bruehl.com



WINNER - Innovative Interior ICONIC AWARDS 2020



NOMINEE - German Innovation Award '20



Unkompliziert, weil modular: das Sofasystem Costume von Stefan Diez für Magis

EIN SOFA FÜRS LEBEN

In vielen Familien ist es der Lebensmittelpunkt: das Sofa. Die Eltern streamen auf dem Sofa ihre Serien oder lesen Zeitung. Die kleinen Kinder nutzen es als Turngerät, Spielzeuglager und Ersatzbett, die großen hängen hier ab, während sie Youtube-Videos schauen. Die Katze hat zwar ihre eigene Decke vor der Heizung, aber wo hält sie ihren Mittagsschlaf? Auf dem Sofa. In den Polstern entspannen alle am liebsten. Leider hinterlassen auch Chipskrümel, Wasserfarben, Tierpfoten und Schokofinger über die Jahre ihre Spuren auf dem Lebensmittelpunkt. „Gerade in Familien muss ein Sofa ja einiges aushalten“, sagt Stefan Diez. Der Münchner Designer hat selbst drei halbwüchsige Kinder und war daher die Idealbesetzung, als die italienische Möbelmarke Magis einen Partner suchte, um, wie Diez es formuliert, das Sofa ganz neu zu denken.

Vier Jahre und viele Prototypen später ist das modulare Sofasystem Costume jetzt fertig und geht in Produktion. „Wir haben uns zusammen mit Magis die Vorgabe gesetzt, ein komplett zerlegbares Sofasystem zu entwickeln“, erklärt der Designer das Konzept. „Mit möglichst wenig Polyurethanschaum und einem waschbaren Bezug. Das System sollte nur aus wenigen Elementen bestehen. Anfangs kam uns das eigentlich alles unmöglich vor.“ Die Lösung der selbstgestellten Aufgabe lag schließlich darin, das Sofa durch und durch modular aufzubauen. Costume basiert auf einem einzigen Sitzmodul, das mit Armlehnen für links und rechts und einem Pouf ergänzt werden kann.

Diese vier Elemente können zu ganz verschiedenen Konfigurationen kombiniert werden. Dadurch ist das Sofa wandelbar, die Module können immer wieder neu arrangiert werden, etwa nach einem Umzug. Farblich abgesetzte Kunststoffschienen verbinden die einzelnen Elemente, die Besitzer können das Sofa selbst zusammen- und auseinanderbauen.

Die Idee der Modularität haben Magis und Diez noch weiter getrieben: Das Sitzmodul selbst ist komplett zerlegbar. Die Basis ist ein Körper mit Sitz und Rückenlehne in einem Stück, hergestellt aus recyceltem Kunststoff. Magis verwendet dafür Abfälle, die in der Kunststoffindustrie anfallen. Bei der Produktion verzichtet der Hersteller auf Glasfaser zur Verstärkung, deshalb ist der Kunststoffkörper selbst wieder vollständig recycelbar.

Die Polsterung wiederum besteht aus einer abnehmbaren Auflage aus Federkern und einer Schicht Polyurethanschaum. Zusammengehalten wird das Ganze von den Bezügen, die mit Spanngurten unsichtbar festgezurrert werden. „Durch den modularen Aufbau der Konstruktion kann man jederzeit einzelne Teile auswechseln oder reinigen. Sogar die dünne Auflage aus PU-Schaum ist waschbar“, sagt Stefan Diez. So muss im *worst case* – Wein umgeschüttet, Nudelsauce verkleckert, Kuli ausgelaufen – nicht gleich das ganze Sofa neu bezogen werden. Auf so einem unkomplizierten Lebensmittelpunkt entspannt es sich doch gleich noch schöner. *Jasmin Joubar*

VERWENDEN STATT VERSCHWENDEN

Nach vegan, low-carb, Steinzeit- und Rohkost-Diät präsentiert der britische Koch Tom Hunt nun noch ein Ernährungskonzept: Root-to-Fruit. Muss das sein? Natürlich nicht. Aber während all die anderen Bücher und Konzepte vor allem Gesundheit und gutes Aussehen versprechen, verspricht Hunt „Essen für die Zukunft“. Wie das?

Jährlich werden auf der Welt rund 1,3 Milliarden Tonnen Nahrungsmittel verschwendet, allein in Deutschland sind es pro Person und Jahr 55 Kilogramm Essen. Laut Welthungerhilfe geht ein Drittel von dem verloren, was auf der Welt produziert wird, weil es bei der Herstellung oder beim Transport beschädigt wird oder in Lagern, Läden und Küchen verdirbt. Hunts Ziel ist es, diese Lebensmittelverschwendung zu vermeiden. Was tun? Saisonalität, Herkunftsnachweis, weniger Verschwendung, pflanzenbasierte Nahrung, wilde und regionale Produkte: So lautet die Antwort von Tom Hunt. Er erklärt den Lesern, wie sie nachhaltige Lebensmittel auswählen (auf Transportwege und Verpackung achten), wie sie Abfall vermeiden (auch die Stile der Petersilie und die Schale der Zitrone verwenden) und welche Lebensmittel wann Saison haben.

Im zweiten Teil seines Buchs stellt der britische Koch Rezepte vor. Eine gute Nachricht für alle, die nicht leidenschaftlich gerne Zeit in der Küche verbringen: Hochwertige Lebensmittel verlangen nach schlichten Zubereitungsarten, so Hunt, was zeitsparend ist. Hunts Irische Sodabrot-Farls etwa sind in wenigen Minuten fertig. Und preiswerter als ein Laib Brot vom Bäcker, weil sie bloß aus Vollkornmehl und Algen bestehen. Als nachhaltige Alternative zum Avocado-Toast präsentiert Hunt eine Dicke-

Bohnen-Guacamole. Sie ist ebenso grün und instagramtauglich wie die aus Avocados, die eine wesentlich schlechtere CO₂-Bilanz hat. Ob sie auch genauso lecker ist? Das gilt es auszuprobieren. *(lfr.)*

Tom Hunt: Essen für die Zukunft. Mit über 80 Rezepten: pflanzlich, abfallfrei, klimaschonend. Dumont, 240 Seiten, 36 Euro.



WER SAGT, DASS PAARE „WIR“ SAGEN MÜSSEN?

Ich benutze kein „Wir“. Wenn ich auf eine Party komme, will ich einer der Partygäste sein, nicht Teil des langweiligen Pärchens, das sich in die Ecke verzieht. Wenn alle in der Gruppe diskutieren, will ich meine Meinung sagen und dann seinen Standpunkt hören, anstatt anzunehmen, „wir“ hätten die gleiche Meinung.

Deswegen benutze ich „wir“ nicht, wenn ich über meinen Freund und mich spreche. Zugeben, wenn er und ich zusammen auftauchen, ist es manchmal unverständlich, nicht „wir“ zu sagen. Im Urlaub, zum Beispiel. „Seit wann seid ihr da?“, kann ich noch ohne „wir“ beantworten: Ich nenne einsilbig den Ankunftsstag. Meistens geht das Gespräch aber weiter. Dann sage ich Sätze wie: „Ich gehe immer dort an den Strand.“ Und die Menschen schauen verdutzt. „Was macht dein Freund in der Zeit?“

Manchmal ist es sogar komplett unsinnig, nicht „wir“ zu sagen. Einmal fragte jemand nach einem Film: „Wie findet ihr den?“ Am Abend zuvor hatten mein Freund und ich den Film schauen wollen, ihn aber nicht zu Ende gesehen, weil er so langweilig war. Wir mochten ihn nicht, dachte ich, sagte aber: „Ich mochte ihn nicht.“

Meistens aber ist es leicht, nicht „wir“ zu sagen. Unser Alltag überschneidet sich kaum. Wenn jemand zu einer Party in der nächsten Woche einlädt, ist es sehr wahrscheinlich, dass nur einer von uns kommt, weil ich verreist bin oder er ein Konzert spielt. Und wenn jemand fragt „Wo wohnt ihr?“, nenne ich einen anderen Ort als er – Fernbeziehung. Seit ich mich für diesen Text hier beobachte, merke ich, wie sehr sich das verselbständigt hat: Als wir mit seinen Freunden über die Abiturzeit und die Organisation des Abi-Balls sprachen, erzählte ich: „Sowohl du als auch ich haben uns nie groß engagiert.“

Das sollte mir Sorgen machen, finde ich im Internet heraus: „Paare, die in der ‚Wir-Form sprechen, sind glücklicher“, titelt eine Beziehungskolumne, die mir auf Seite zwei der Google-Ergebnisse zu den Suchbegriffen „wir“ und „Beziehung“ angezeigt wird. Auf anderen rosafarbenen Blogs zitieren Autoren die Wissenschaftler der Universität von Kalifornien, die angeben, in einer Metastudie herausgefunden zu haben, Paare, die im Plural voneinander sprechen, seien zufriedener, und ihre Beziehung sei langlebiger. Nun bin ich schon seit zehn Jahren mit meinem Freund zusammen und trotz der Langzeit-Fernbeziehung sehr glücklich. Er sagt das auch.

Also klicke ich zurück auf Seite eins der Ergebnisse, auf der mir das Internet in meinem Hass auf den Pärchen-Plural recht gibt: Die Leute nerven, sie sind peinlich, und sie geben sich selbst auf. Furchtbar.

Abends dann saß ich mit meinem Freund in einem Restaurant einem Paar gegenüber, das im Pärchen-Plural sprach, so demonstrativ, dass ich es nicht mehr aushielt und fragte: „Warum tut ihr das?“ Die Freundin sagte, so grenze sie sich ab – von ihren Freundinnen. Die waren im Studium sehr vereinnahmend: Vorlesung, Mensa, Lernen, Biertrinken – alles unternahmen sie zusammen. Dann lernte sie ihren Freund kennen und mit ihm die ausgrenzende Kraft des „Wir“. Wenn die Freundinnen mal wieder über ihren Kopf hinweg planten, sagte sie einfach: „Wir kommen nicht.“ Oder: „Wir kommen auch.“ Wer weiß, was die anderen mehr nervte. „Jetzt nutzt sie es weiter, aber nie über meinen Kopf hinweg“, sagt ihr Freund. „So benutze ich es auch“, sagt – mein Freund. Ich bin schockiert. „Du? Über dich und mich? Ich dachte, wir sagen beide nicht ‚wir‘.“ Denn irgendwann waren er und ich uns einig, dass er und ich das doof finden.

Aber: Er muss wohl seine Meinung geändert haben – so leise und subtil, dass ich es nicht bemerkt habe. Vielleicht kann ich ja auch ein nicht-nerviges „Wir“? Ich muss das mal ausprobieren. *Sophie Rebmann*

Auf www.faz.net/stil erscheinen im wöchentlichen Wechsel immer mittwochs die Kolumnen „Ich, Du, Er, Sie, Es.“ (über Beziehungen), „Fünf Dinge...“ (über Nerviges) und „Der Moment“ (über entscheidende Augenblicke).



Im Atelier in Paris: Tan Giudicelli, der einst als Designer für Gunter Sachs arbeitete, belebt dessen Bademodemarke Mic Mac neu.

Foto Helmut Fricke

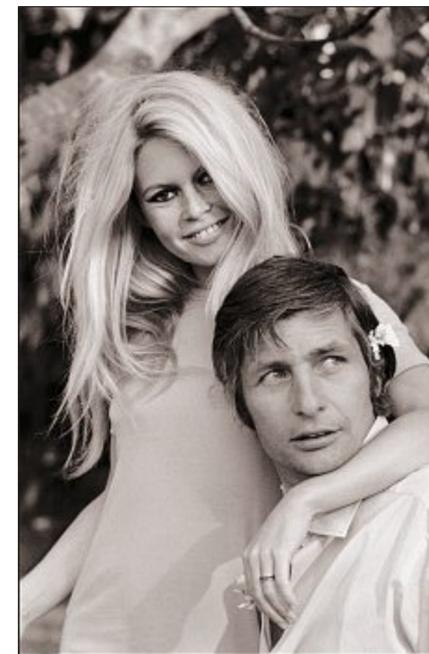
DIE LUFTIGE IDEE VON GUNTER SACHS LEBT WEITER

Wie viele Premieren hat diese Modewoche im März trotz Corona gesehen! Aber wer hat schon diese Premiere gesehen? Es ist still in dem Atelier in einem Pariser Hinterhof, klassische Musik im Hintergrund, in der Luft der Esprit des Neubeginns. Dieser Mann gehört nicht mehr zu den jüngsten Debütanten. Aber gerade wegen seiner langen Geschichte wirkt er frischer als viele Anfänger.

Denn Tan Giudicelli macht mit der Jugendbewegung weiter, die ihn einst in die Mode trug. Und die ihn zum Mitarbeiter von Gunter Sachs machte, dem Industriellen, Fotografen, Dokumentarfilmer, Kunstsammler, Astrologen. Für Sachs, den vielleicht einzigen Playboy, den Deutschland je hervorbrachte, entwarf Giudicelli dessen Modemarke Mic Mac. Micmac heißt so viel wie Wirrwarr, was wiederum gut zu der Zeit passte, als Sachs sich von der ehemaligen persischen Kaiserin Soraya entwöhnt und immer neu verliebt hatte, bis er mit Brigitte Bardot im Ehe-Hafen von Saint-Tropez festmachte.

Tan Giudicelli war schon erfahren, als sie 1965 mit der Mic-Mac-Bademode begannen, die so luftig und leicht war wie die Stimmung in dem Fischerdörfchen an der Côte d'Azur, die plötzlich erotisch aufgeladen war. Giudicelli hatte bei Christian Dior gelernt und war dann noch ein Jahr in der Yves-Saint-Laurent-Zeit dort. Dann wechselte er ins Laboratorium der jungen Mode schlechthin: Chloé, in den Fünfzigern von Gaby Aghion gegründet, war die erste Marke in Paris, die nicht aus der Haute Couture hervorgegangen war, sondern sofort Prêt-à-Porter machte. Und dafür engagierte Madame Aghion gleich mehrere junge Designer, denen die maßgeschneiderte Couture-Mode langsam *démodé* vorkam: Maxime de la Falaise, die Mutter der späteren Saint-Laurent-Muse Loulou de la Falaise, Michèle Rosier, die Tochter der „Elle“-Gründerin Hélène Gordon-Lazareff, und eben Tan Giudicelli, der als Sohn einer vietnamesischen Mutter und eines korsischen Vaters 1934 in Hanoi geboren worden war und mit 18 Jahren nach Paris kam.

Der Designer, dessen mütterliche Vorfahren an der Seidenstraße in Hanoi einen Seidenhandel betrieben hatten, war von 1962 bis 1965 bei Chloé. „Ich kam aus der Couture. Daher konnte ich beurteilen, dass Gaby Aghion wirklich etwas Neues erfunden hatte. Wir waren eine ganze Generation, die nun die Couture überwinden wollte.“ Es war so etwas wie die vorweggenommene Jugendrevolte der sechziger Jahre in modischer Form. Immer neue



Das war der bisherige Höhepunkt der deutsch-französischen Beziehungen: Gunter Sachs verliebte sich in Brigitte Bardot. Das Traumpaar – hier 1967 – war von 1966 bis 1969 verheiratet. Die beiden personifizierten Worte und Werte, die es gar nicht mehr gibt: Der Playboy, die Blondine führten ein Jet-Set-Leben. Dazu gehörte auch Mic-Mac-Mode.

Designer kamen zu Chloé, bald auch Karl Lagerfeld, den Giudicelli schon deswegen gut kennenlernte, weil der junge Deutsche vor Ehrgeiz barst, bald alle anderen Chloé-Designer überflüssig machte und von 1965 an allein das Kreative bestimmte, bis 1982, als er zu Chanel ging.

Den Anruf von Gunter Sachs, ob er nicht Designer seiner Modelinie werden wolle, bekam Tan Giudicelli zur rechten Zeit. „Weil ich bei Chloé exklusiv hätte arbeiten müssen, also nicht nebenbei für andere entwerfen durfte, habe ich dann 1965 aufgehört.“ Gunter Sachs fragte ihn: „Was möchtest Du dafür haben?“ Er antwortete: „Ich rede nicht darüber. Ich mache die Kollektion. Und wenn's läuft, will ich viel haben.“ Für die erste Kollektion sah er keinen Franc. Dann lief es gut, auch weil Giudicelli die Einkäufer von Bloomingdale's noch aus Chloé-Zeiten kannte.

„Gunter war berühmt“, sagt Giudicelli über die Erfolgsformel. „Die Zeit war reif für unbeschwerte Sommermode. Man wollte etwas Neues, und unsere Kollektionen waren hübsch.“ Die ersten zehn Jahre blieb er, die Marke hielt bis 1990 durch. Als seine Erfindung rechnet sich Tan Giudicelli das T-Shirt-Abendkleid an. „Das war modern, das war leicht. Die Frauen konnten es tagstüber und am Abend tragen.“ Also zumindest in Saint-Tropez.

Gunter Sachs kam dem Designer immer schüchtern vor. „Er sah toll aus, aber er hatte Angst vor den Frauen“, meint Giudicelli. Zumindest vor Mirja Larsson hatte er dann doch nicht so viel Angst: 1969 heiratete Sachs das schwedische Model. Sie blieben zusammen bis zu seinem bitteren Ende, dem Suizid im Jahr 2011.

Heute wohnt Tan Giudicelli bescheiden in einem Altenheim in Paris. Als er seine Zeichnungen in einer Galerie ausstellte, las ein alter Freund einen Artikel im „Figaro“ darüber und wunderte sich: „Ach, der lebt ja noch!“ Sie hatten sich seit 60 Jahren nicht gesehen, aber der Freund rief ihn gleich an und erzählte ihm von seiner Idee mit Mic Mac: „Ohne Dich mache ich es nicht.“

Und so sitzen jetzt zwei ältere Herren in einem lichtdurchfluteten Atelier in einem schönen Pariser Hinterhof und arbeiten weitsichtig an der kunterbunten Kollektion für den Sommer 2021 – Winterkollektionen bringen in diesem Genre nicht viel. „Nichts muss er mir dafür zahlen“, sagt Jungdesigner Giudicelli über seinen Freund. „Mir reicht es, wenn wir den Namen Mic Mac wieder zum Leben erwecken können. Das ist ein schönes nostalgisches Projekt.“ Und womöglich zukunftsweisend. *Alfons Kaiser*

PRÊT-À-PARLER

FOTOS HERSTELLER

FOTO GERTY

DAS IST EIN DRINK WIE EIN PARFUM



Der Name De Kuyper ist hierzulande immer noch mit Rudi Carrell verbunden. Der Showmaster und Entertainer ist zwar im Jahr 2006 gestorben, seine Fernseh-Werbespots für die süßen Genever-Liköre der Brennerei aus Rotterdam sind aber vielen immer noch im Ohr. „De Kuyper schmeckt gut – man, der schmeckt echt lecker“, trällerte der gebürtige Niederländer in den Siebzigern gutgelaunt in die Kamera, und die Deutschen tranken mit Begeisterung den süßen Schluck aus dem Nachbarland.

Doch diese Zeiten sind lange vorbei: Rudi Carrell ist tot, der Geschmack nicht nur der Deutschen hat sich vollkommen verändert, und De Kuyper, 1695 von Petrus

De Kuyper gegründet, hat sich zu einem der bekanntesten Hersteller von Premium-Likören und Spirituosen entwickelt. Überall in der Welt stehen in den Regalen der Barkeeper die Tropfen des Familienunternehmens: Bessen Genever, Rutte Celery Gin, Peachtree, Cherry Heering, Mandarine

Napoleon – und demnächst vielleicht auch die drei Varianten der neuen Likör-Reihe Muyu. Mit der wollen sich die Niederländer jetzt endgültig im Highend-Markt etablieren. Dafür haben sie sich

Monica Berg, Simone Caporale und Alex Kratena mit an Bord geholt, drei bekannte Londoner Bartender, und sich zudem für einen außergewöhnlichen Herstellungsweg entschieden. Für alle drei Muyu-Liköre wurde nach dem Vorbild der Parfümeure zunächst eine Hauptzutat extrahiert und dann mit weiteren Aromen ergänzt: beim blumigen

Jasmine Verte etwa Jasminblüte mit Noten von Orangenblüten, Patchouli, Yuzu und Irisblüte, beim zitronig pikanten Chinotto Nero italienische Bitterorange mit Chinarinde, Eichenmoos, Curaçao Orange sowie Kakao und für den erdig-holzigen Vetiver Gris tropisches Süßgras mit rosa Pfeffer und Rhabarber. Herausgekommen sind drei unterschiedliche Tropfen, die sich in ihrer feinen Komplexität und nachhaltigen

Intensität aber doch wieder ähneln. Mit einem Alkoholgehalt von 22 beziehungsweise 24 Prozent kann man alle drei sehr gut pur auf Eis oder mit Tonic trinken. Gedacht sind sie jedoch eigentlich für anspruchsvolle Cocktails, der Jasmine

Verte zum Beispiel für einen Highball mit Champagner oder der Chinotto Nero als Zutat für einen ungewöhnlichen Negroni. Mit ihren exotischen Aromen laden die drei Muyu-Varianten förmlich zum Experimentieren ein, und dabei haben die Vertriebler von De Kuyper nicht nur die Profis im Blick, sondern auch den Endkunden. Hierzulande

gibt es die schwarzen 0,5-Liter-Flaschen für knapp 28 Euro bei Internet-Versendern. Fernsehwerbung wie zu Zeiten von Rudi Carrell ist leider nicht mehr möglich. *Peter Badenhop*

Alle drei Likör-Varianten lassen sich sehr gut mit Tonic Water mixen, beim Jasmine Verte sollte es ein eher mildes wie Schweppes Dry sein, beim Chinotto Nero eines mit Zitrusnoten wie etwa Fever-Tree Mediterranean und beim Vetiver Gris am besten eine Limonade wie Thomas Henry Grapefruit oder Pink Grapefruit. Außerdem sind folgende drei Cocktails zu empfehlen:

Jasmine-Champagner: 4cl Jasmine Verte in ein mit Eis gefülltes Highball-Glas geben und nach Geschmack mit einem fruchtigen Champagner oder Sekt aufgießen.

Chinotto-Negroni: 3cl Chinotto Nero, 3cl Campari und 3cl Gin in einem großen Glas oder Messbecher auf Eis kalt rühren, in einen mit Eis gefüllten Tumbler abseihen und mit Orangenzeste dekorieren.

Vetiver-Martini: 6cl Gin (mit Zitrus- oder Grapefruitnote) und 3cl Vetiver Gris in einem großen Glas oder Messbecher auf Eis kalt rühren, in ein eisgekühltes Cocktailglas abseihen und mit Zitronen- oder Grapefruitzeste dekorieren.

Jasmine-Champagner: 4cl Jasmine Verte in ein mit Eis gefülltes Highball-Glas geben und nach Geschmack mit einem fruchtigen Champagner oder Sekt aufgießen.

Chinotto-Negroni: 3cl Chinotto Nero, 3cl Campari und 3cl Gin in einem großen Glas oder Messbecher auf Eis kalt rühren, in einen mit Eis gefüllten Tumbler abseihen und mit Orangenzeste dekorieren.

Vetiver-Martini: 6cl Gin (mit Zitrus- oder Grapefruitnote) und 3cl Vetiver Gris in einem großen Glas oder Messbecher auf Eis kalt rühren, in ein eisgekühltes Cocktailglas abseihen und mit Zitronen- oder Grapefruitzeste dekorieren.

PRÊT-À-PARLER

„SCHAFFEN SIE SICH STRUKTUREN IM HOMEOFFICE“

Frau Scharnhorst, es ist kaum abzusehen, wie sich die Corona-Krise weiterentwickelt. Aber vermutlich sind, wenn dieses Magazin erscheint, viele Menschen seit etwa einem Monat im Homeoffice. Was bedeutet das für sie?

Das hat natürlich Veränderungen sowohl fürs Arbeitsleben als auch im Privaten zur Folge. Denn das Arbeiten im Homeoffice bringt ganz andere Abläufe mit sich, angefangen beim Kontakt zu Kollegen und Vorgesetzten. Diejenigen, die schon länger im Homeoffice gearbeitet haben, haben sich Routinen geschaffen, andere müssen das erst noch tun. Wenn jetzt ganz viele über eine längere Zeit ins Homeoffice gehen, ist das natürlich eine riesige Herausforderung. Da muss man Kommunikationswege sorgfältig aufrechterhalten, sonst gehen Informationen verloren, oder man stellt nach Wochen fest, dass an einem Projekt in verschiedene Richtungen gearbeitet wurde.

Manche Leute sind froh, jetzt endlich mal konzentriert arbeiten zu können, anderen ist es ein Graus, zu Hause zu arbeiten. Woran liegt das?

Manche verfügen über ein großes Maß an Selbstdisziplin, können sich gut Ziele setzen, sich die Zeit einteilen. Andere wollen lieber klare Anweisungen, vorgegebene Strukturen. Für disziplinierte Menschen kann es sogar hilfreich sein, nicht von Kollegen unterbrochen zu werden, um was wegzuschaffen, kreativ zu sein. Kreativität hängt aber auch oft damit zusammen, sich gegenseitig zu neuen Ideen zu inspirieren, zu beflügeln. Das ist alleine zu Hause schwer, geht aber vielleicht auch über Telefonkonferenzen.

Und was können die tun, denen es schwer fällt, von zu Hause zu arbeiten?

Es fängt schon mit dem Anfangen an: Im Homeoffice schaut keiner so genau, wann wir loslegen. Manche finden deshalb den Anfang nicht, kommen schwer aus dem Bett, nicht in Schwung. Da hilft es, sich Strukturen zu schaffen, die denen im Büro ähnlich sind: einen Wecker stellen, den üblichen Arbeitsbeginn nicht zu weit nach hinten verschieben, nicht im Schlafanzug auf der Couch mit dem Laptop herumlümmeln. Sondern sich von Kleidung und Arbeitsplatz her eine passende Atmosphäre schaffen. Das signalisiert dem Gehirn: Jetzt ist Arbeit dran. Und es hilft auch gegenüber den anderen im Haushalt, zum Beispiel den Kindern, um zu zeigen: Jetzt arbeitet Mama.

Wie sieht der Homeoffice-Arbeitsplatz bestenfalls aus?

Bestenfalls ist es ein Raum, in dem man wirklich die Tür zumachen kann. Wenn das gar nicht geht, reicht auch eine ruhige Ecke. Im Schlafzimmer zu arbeiten ist eigentlich nicht gut, weil es den Schlaf beeinträchtigen kann, wenn man vom Bett aus auf den Arbeitsplatz schaut. Aber es macht eher Sinn, sich dort eine Arbeitsecke einzurichten und die abends vielleicht mit einem Tuch abzudecken, als zum Beispiel am Küchentisch zu arbeiten, wenn dann ständig Familienmitglieder oder Mitbewohner reinkommen, die zum Kühlschrank wollen.

Studien zeigen, dass wir im Homeoffice eher dazu neigen, mehr zu arbeiten. Woran liegt das?

Das hängt damit zusammen, wer normalerweise ins Homeoffice geht. Oft sind es die sehr Engagierten, Zuverlässigen, bei denen die Chefs Homeoffice genehmigen. Die neigen zu Selbstausschüttung. Aber wenn wir jetzt alle ins Homeoffice schicken, ist das vermutlich anders.

Mal was kochen oder die Kinder ins Bett bringen und die Arbeitszeit hinten dranhängen: Birgt Homeoffice die Gefahr, dass Arbeit und Freizeit immer mehr verschwimmen?

Man sollte den Arbeitstag nicht zu lang ziehen und auch einen wirklichen Feierabend machen. Manche neigen im Homeoffice dazu, von einer Pause in die nächste zu stolpern und dann bis abends um zehn da zu sitzen, weil sie tagsüber nichts geschafft haben. Gleichzeitig sollte man, was Pausen betrifft, auch nicht zu streng mit sich sein: Wir wissen, dass auch Menschen im Büro nicht acht Stunden produktiv arbeiten. Ungefähr 60 Prozent unserer

Arbeitszeit sind wir wirklich produktiv, dazwischen holen wir Kaffee, Druckerpapier, halten ein Schwätzchen. Insofern sollte man nicht zu streng mit sich sein, sich aber auch klar machen: Es ist kein Urlaub. Also nicht unbedingt ausgiebig kochen in der Mittagspause. Das hilft übrigens auch den anderen, mit denen man sich den Haushalt teilt: festzulegen, wann und wie lang Pause ist. Dann kann man zum Beispiel auch zum Kind sagen: Gerade habe ich keine Zeit für dich, aber in einer halben Stunde mache ich Pause.

Sonst nerven die Kollegen vielleicht, plötzlich fehlen sie. Was kann man da tun?

Da würde ich unterscheiden zwischen freundschaftlichen Kontakten am Arbeitsplatz, die fehlen, und den beruflichen, also der Frage: Wie gut spricht man sich ab? Man sollte schon täglich kurz morgens miteinander telefonieren, sich austauschen: Wo stehe ich gerade, was habe ich heute vor? Das hilft auch der eigenen Motivation, dass man sich morgens festlegt, was man tun will, und das auch einhält. Wenn es sonst üblich ist, sich abends noch mal abzusprechen oder zumindest zu verabschieden, sollte man auch das tun, um die Normalität aufrechtzuerhalten in diesen unsicheren Zeiten. Man sollte nicht einfach offline gehen im Gruppenchat, sondern normale Höflichkeitsformeln beibehalten. Aber Skype, Whatsapp und so weiter helfen auch, sich privat auf dem Laufenden zu halten: Wie geht es den Kollegen, wie kommen sie mit dem Homeoffice zurecht, sind sie gesund?

Manche rufen dazu auf, die zusätzliche Zeit zu Hause sinnvoll zu nutzen. Nun könne man endlich anfangen, via Online-Tutorial eine Sprache zu lernen oder Yoga zu machen. Setzt man sich damit in schwierigen Zeiten nicht bloß zusätzlich unter Druck?

Jetzt gleich eine Sprache lernen zu wollen, ist vielleicht übertrieben. Aber Dinge zu tun, die lange aufgeschoben wurden, ist schon sinnvoll. Endlich mal den Schreibtisch oder den Desktop aufzuräumen zum Beispiel. Projekte mittlerer Größe anzugehen, sowohl im Beruflichen als auch im Privaten, das ist schon gut. Ich zum Beispiel kümmere mich gerade, da meine Seminare und Vorträge ausfallen, um den Garten und um meine Social-Media-Auftritte. So habe ich nicht das Gefühl verlorener Zeit.

Birgt die Krise auch Chancen? Etwa, dass Arbeitgeber sich danach offener für Homeoffice und flexible Arbeitszeiten zeigen könnten?

Ich denke schon, dass das Thema Homeoffice Aufschwung bekommt. Viele Firmen sind damit sehr zurückhaltend, haben Angst, die Kontrolle über ihre Mitarbeiter zu verlieren. Da, wo es jetzt über Wochen gut klappt mit dem Homeoffice, wird es keine Argumente geben, das am Ende dieser Zeit wieder völlig zu unterbinden. Und das ist gut. Denn zum einen muss, wer zu Hause arbeitet, nicht ins Büro fahren. Und verkürzte Fahrtzeiten bedeuten mehr Lebenszeit und Lebensqualität. Und zum anderen geht damit auch ein Wandel in der Führungskultur einher: Homeoffice bedeutet einen Vertrauensvorschuss. Und ein vertrauensvoller Führungsstil mit nicht ganz so engmaschiger Kontrolle ist förderlich für die Gesundheit. Wenn dieses Vertrauen auch nach der derzeitigen Homeoffice-Phase bleibt, wäre das gut.

Die Fragen stellte Leonie Feuerbach.



Julia Scharnhorst, 59, ist Psychologin und berät Unternehmen zur psychischen Gesundheit am Arbeitsplatz.

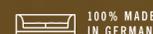
FOTOS: HEISTELER, PRIVAT

COR

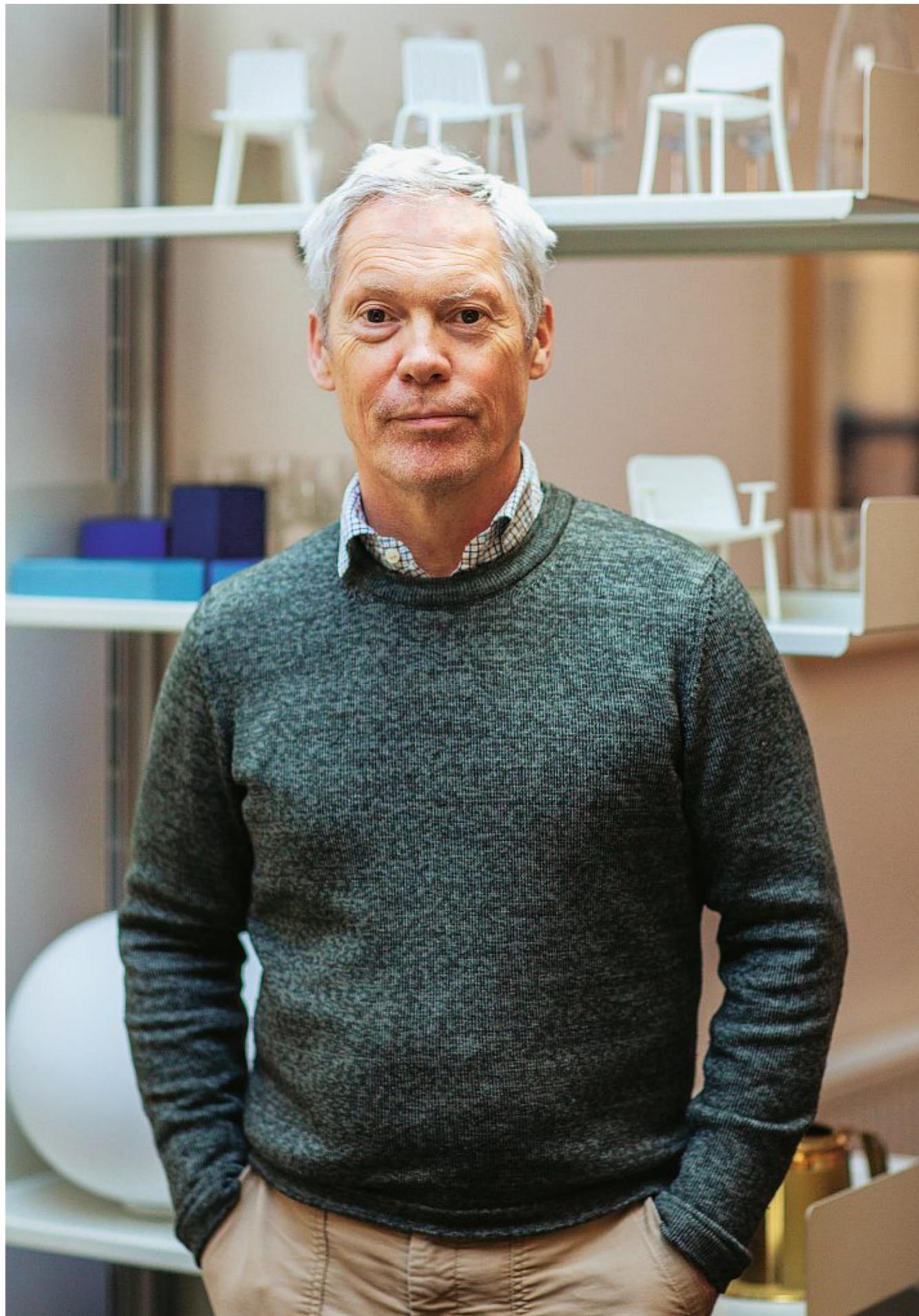
Ein schwebender Widerspruch.



„Kann man das Beste aus allen Welten haben?“, fragten sich die Designer von Jehs + Laub und entwarfen Mell Lounge, ein Sofa, das Gegensätze aufs Schönste vereint: einerseits klare Außenkanten und tiefe Sitzflächen – andererseits sanft gerundete Innenformen, kuschelige Kissen und zierliche Kufen, die das Sofa fast schweben lassen. Über das gelungene Resultat gibt es wohl keine widersprüchlichen Meinungen.



COR.DE/MELLOUNGE



Bescheiden geblieben: Jasper Morrison, hier in seinem Studio in London, ist der große Auftritt fremd.



Hal:
Die Sitzschale des Stuhls (Vitra, 2014) kann aus Kunststoff oder Schichtholz sein.



Wall Clock:
Die Uhr (Muji, 2008) gibt es mit einem weißen oder schwarzen Zifferblatt.



Moca:
Der neueste Entwurf von Jasper Morrison (Vitra, 2020) wird Ende April vorgestellt.

Thinking Man's Chair:
Der Outdoor-Sessel (Cappellini, 1988) mit Tischchen ist ein Frühwerk Morrisons.



FOTOS: HERSTELLER

MACHT SEIN DING

Jasper Morrison ist ein stiller Star. Der Brite hat das Neue Deutsche Design der Achtziger und die Neue Einfachheit der Neunziger geprägt. Sein Credo der Funktionalität aber ist zeitlos. Ein Studiobesuch in London.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Julia Zimmermann

Das Haus wirkt abbruchreif. Die Fenster im ersten Stock sind von innen mit Brettern vernagelt. An der Hauswand prangt das Schild einer Immobiliengesellschaft, die offenbar schon länger nach einem Käufer sucht. Im Erdgeschoss hat noch einer der typischen Londoner Mini Markets geöffnet, in dem es fast alles gibt, sogar „Beer, Wine & Spirits“, aber „off licence“, nur zum Mitnehmen. Neben dem Laden und einem Geldautomaten steht an einer schwarzen Holztür groß die Hausnummer: 24b. Es muss also doch die richtige Adresse sein. Immerhin ist „24b Kingsland Road“ im London Borough of Hackney nordöstlich des Zentrums der Stadt auch in einigen Reiseführern zu finden.

Sobald man geklingelt hat, ertönt ein Summen. Durch einen schmalen Gang geht es in einen Innenhof, in dem ein duftender Jasminstrauch blüht. Links hinter einer Glasfront wartet schon ein freundlicher junger Mann. Er empfängt die Besucher in Jasper Morrisons Haushaltswarengeschäft „Super Normal“. Ein buntes Sammelsurium an Dingen liegt in den Regalen und hängt an den Wänden. Einiges davon hat Morrison selbst entworfen. Neben Designklassikern finden sich aber auch Alltagsgegenstände aus aller Welt: Töpfe und Pfannen, Besen und Schaufeln, Scheren und Zangen, Taschen und Uhren.

2006 hatten Jasper Morrison und Naoto Fukasawa den Begriff „Super Normal“ geprägt, wenig später wurde daraus eine Ausstellung in Tokio, die der Frage nachging, ob Design immer ausgefallener werden muss, nur weil es das Marketing so will, ob „neu“ tatsächlich stets besser ist als „alt“ und „bewährt“. Damals zog Morrison gerade an die Kingsland Road in London, nicht in das Vorderhaus, das nun dringend renoviert werden müsste, sondern in die einstigen Pferdeställe samt Scheune dahinter. Die Gebäude ließ er sanieren und richtete sie für sein Studio her.

Weil noch Platz übrig war, in einem Raum, der nicht zum Studio gehört, mit ihm aber verbunden ist, eröffnete er auch einen Laden für „supernormale“ Gebrauchsgegenstände. Es ist überwiegend Haushaltsware, die Morrison oft selbst von seinen Reisen mitbringt: Er kauft, was ihm gefällt oder was er – auch als Inspiration für seine Arbeit – gebrauchen kann, manchmal sind es gleich drei Kartoffelschäler oder Suppenkellen auf einmal, um sie dann in seinem Geschäft an Touristen – in Vor-Corona-Zeiten waren es meist Japaner und Koreaner – zu verkaufen.

Manche Kunden, erzählt Morrison, blieben nur kurz, weil sie den Sinn des Ganzen nicht verstünden. Andere stürmten hinein und kauften, ohne nachzudenken. „Dann gibt es noch einen dritten Typ Kunde: Er bleibt bis zu einer Stunde, schaut sich alles genau an und kauft schließlich

nur einen Stift oder eine Postkarte.“ Auf das Geld ist der Ladenbesitzer natürlich nicht angewiesen, er findet vielmehr die Idee gut, dass sich direkt neben seinem Studio, wo er die Produkte entwickelt, ein Kreis schließt. „Wir bekommen interessante Rückmeldungen“, sagt Morrison. „Das hilft uns herauszufinden, wie gut unsere Arbeit ist.“

Jasper Morrison ist an diesem Tag nur ausnahmsweise nach London gekommen. Er ist selten in seinem Studio, lebt mit seiner Frau an der Südküste Englands. Es ist ein kalter, sonniger Tag, in seinem Studio bollert ein gusseiserner Ofen. Seine drei Mitarbeiter sitzen an einem riesigen Tisch und arbeiten an ihren Computern. Nach wenigen Minuten hat einer nach dem anderen den Chef auf den neuesten Stand gebracht. Kurz geht er mit ihnen dann noch nach hinten in eine Ecke, wo sich jede Menge Pakete stapeln. Es sind Prototypen, die darauf warten, dass der Designer sie sich anschaut und für den nächsten Arbeitsschritt freigibt. Auf der anderen Seite, in einem großen Regal, das bis unter die Decke reicht, stehen die Stühle, die Morrison zu einem der berühmtesten und am meisten bewunderten Designer der Welt gemacht haben, bewundert auch und vor allem in der eigenen Zunft.

Dabei zählt er zu den stillen Stars. Und das in jeder Hinsicht. Selbstvermarktung ist ihm weitgehend fremd. Messen vermeidet er, Interviews gibt er ungern, und wenn, dann spricht er so leise, dass man sehr genau hinhören muss. Als er im Februar vom Rat für Formgebung als „Design Personality“ des Jahres 2020 ausgezeichnet wurde, machte er eine der wenigen Ausnahmen und kam nach Frankfurt. Seine Dankesrede im Forum der Messe fiel allerdings kurz aus. Als er seiner Frau erzählt habe, um was für einen Preis es sich handele, habe sie ihn kurz angesehen und gesagt: „Design ja, Persönlichkeit nein.“

Kokettiert Morrison nur, oder ist er wirklich so bescheiden? Es ist wohl Letzteres. Der Mann im karierten Hemd und Wollpullover steht ungern im Mittelpunkt. An diesem Tag in seinem Londoner Studio lässt er sich fotografieren, aber nur, weil er einsieht, dass es sein muss. Danach fragt er die Fotografin, ob er ein paar der Bilder haben könne. Sein Studio habe nämlich keine aktuellen Porträts von ihm, weil er schon länger nicht mehr fotografiert worden sei.

Jasper Morrison geht es um die Sache, das Ding an sich. Funktional soll sein Design sein und sich aufs Wesentliche beschränken. Das wurde zu seinem Credo, schon 1988, als er von Designkritiker Christian Borngräber nach Berlin eingeladen wurde, um in der Galerie des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) innerhalb von drei Monaten eine Installation umzusetzen. Die geteilte Stadt war für Morrison nicht unbekannt, er

MACHT SEIN DING

hatte schon 1983 an der Hochschule der Künste (HdK) unter anderem bei Andreas Brandolini am Lehrstuhl von Nick Roericht studiert. Morrison spricht noch ein wenig Deutsch, auch weil er 1966 als Kind mit seinen Eltern – der Vater arbeitete in der Werbebranche – eine Zeit lang in Frankfurt lebte.

Im Vorwendejahr 1988 kehrte der Neunundzwanzigjährige mit einem DAAD-Stipendium nach Berlin zurück. „Ich hatte alle Freiheiten“, erzählt Morrison, dem ein fünfmal vier Meter großer Raum zur Verfügung gestellt wurde, den er „bespielen“ sollte. Daraus entstand „Some New Items for the Home“, eine Ausstellung, mit der er auf die Bewegung Memphis und ihren tonangebenden Designer Ettore Sottsass reagierte. Sie war Anfang der Achtziger gegründet worden und hatte mit den vorherrschenden Regeln des Funktionalismus gebrochen. „Ihr Design ignorierte die Bedürfnisse des Nutzers“, sagt Morrison. „Was da entstand, wurde direkt fürs Museum geschaffen.“

Als Designstudent mit Anfang 20 war Morrison dabei gewesen, als die Gruppe Memphis 1981 ihre erste Ausstellung während der Mailänder Möbelmesse präsentierte. „Es war ein eigenartiges Gefühl, die Sachen zu sehen. Einerseits lehnte ich sie ab, war angeekelt von ihrer Nutzlosigkeit, andererseits war ich aber auch fasziniert. Allerdings nicht allzu lange. Denn schnell erkannte ich, was alles falsch daran war.“ Sieben Jahre später kam für ihn die Gelegenheit zu zeigen, was für ihn am Design wesentlich ist.

„Ich brauchte vor allem einen Stuhl. Also entschloss ich mich, ihn selbst zusammenzubauen.“ Er kaufte sich Sperrholz, eine elektrische Säge, Leim und Schrauben und begann sein Werk. Später kam noch ein Tisch dazu, eine Liege, eine Garderobe. Alles ganz praktikabel, alles ganz schlicht, karg und bescheiden. Das erschien vielen Designkritikern – die Installation wurde auch während des Salone del Mobile in Mailand gezeigt – wie ein frühes Manifest des weitgehend unbekanntes Designers. Es steht aber auch für den Beginn der Neuen Einfachheit, die bestimmend im Design der neunziger Jahre wurde.

Im Mai desselben Jahres erschien der erste größere Artikel über Jasper Morrison in der italienischen Zeitschrift „Domus“. Der Text, geschrieben von Manolo de Giorgi, handelte von einer Privatwohnung im Londoner Stadtteil South Kensington, die der Absolvent des Royal College of Art 1986 eingerichtet hatte. Der Artikel blieb nicht unbemerkt: Neben Rolf Fehlbaum (Vitra) und Giulio Cappellini wurde auch der Geschäftsführer eines ostwestfälischen Unternehmens mit Sitz in Brakel auf Morrison aufmerksam. Auf einem der Bilder zum Artikel war eine Türklinke zu sehen, an der der Beschlaghersteller FSB (Franz Schneider Brakel) Interesse hatte. Nur zwei Monate später war Morrison das erste Mal in Brakel, zwei Jahre später kam die Türklinke FSB 1144 auf den Markt. Sie verkaufte sich noch immer gut, sagt Morrison über sein Werk, das zu einer Ikone der jüngeren Designgeschichte wurde. Die Klinke war das erste industriell gefertigte Produkt des Briten. „Für mich war das ein großer Schritt.“

Morrison, 1959 in London geboren, erinnert sich noch gut, wie er zum Design gekommen ist. „Ich war 16, als ich eine meiner ersten Ausstellungen im Victoria & Albert Museum in London sah – über die irische Innenarchitektin Eileen Gray. Ihre Arbeiten sprachen mich an, vor allem hatte ich das Gefühl, das kriege ich auch hin.“ Vorher habe er gedacht, er werde Architekt oder Ingenieur. „Das aber schien mir nun komplizierter zu sein.“

Zugleich wollte er etwas verändern. Das England, in dem er aufwuchs, war „dunkel und überpolstert“, wie er sagt. „Überall schwere Teppiche und Vorhänge.“ Nur ein Raum in seiner Kindheit war anders, im Haus seines Großvaters, der sich für Kunst interessierte und selbst ein wenig malte. „Das hat mir als Kind imponiert, dass er sich sagte, einen Raum richte ich mir anders ein, modern.“

Mit 20 ging Morrison an die Kingston School of Design and Art. Nach dem Bachelor machte er seinen Master am Royal College of Art. In dieser Zeit entstand unter anderem sein Thinking Man's Chair. Der Stuhl aus gebogenem Metall hat zwei kleine runde Tische am Ende seiner Armlehnen. Gedacht waren diese für Getränke, der Stuhl



„Super Normal“: Im Laden neben dem Studio gibt es Designklassiker von Jasper Morrison und Allerweltsgegenstände zu kaufen.



Cork Family:
Die Hocker und
Beistelltische
(Vitra, 2004) sind
aus Kork gedrechselt.



Low Pad:
Die gepolsterte
Sitzschale (Cappellini,
1999) besteht aus
Birkensperholz.

Rotary Tray:
Inspiration zu dem
rotierenden Tablett
(Vitra, 2014) war die
klassische Etagere.



sollte darum auch zunächst The Drinking Man's Chair heißen. Erst der Slogan einer Zigarettenmarke, „The Thinking Man's Smoke“, ließ Morrison den Namen ändern. Zeev Aram, selbst Designer und Möbelhändler, stellte den Stuhl in seinem Geschäft in Covent Garden aus. Giulio Cappellini brachte den Entwurf später als Serienprodukt auf den Markt – genauso wie es Rolf Fehlbaum, der Chef der Schweizer Marke Vitra, mit dem Plywood Chair tat, den Morrison für sein Berliner Projekt „Some New Items for the Home“ zusammengezimmert hatte.

Gerade in Deutschland ist Jasper Morrison in Kunst- und Designkreisen bis heute eine Instanz. Das liegt vor allem daran, dass er Bestandteil des Neuen Deutschen Designs der achtziger Jahre ist. Im Juli 1984 hatte er zusammen mit Andreas Brandolini und dem Experimental-Designer Joachim B. Stanitzek das „Kaufhaus des Ostens“ eröffnet, eine „Verkaufsausstellung von schönen Möbeln zu Wahnsinns-Preisen“.

Die schönen Möbel waren selbst gemacht, aus Produkten, die es sowieso schon gab. „Wir gebrauchen, verwerten und verdauen das, was die Industrie sowieso ausstößt ... Ob Gartenmärkte oder Zoogeschäfte, ob Sportausrüstung oder Sanitärbedarf – überall warten potentielle Möbel auf uns, überall springen uns Halb- und Fertigzeuge in die Finger, die neu zusammengesetzt werden wollen.“ Sauglocken wurden zu Tischbeinen, Küchensiebe zu Obstschalen, Trichter zu Eierbechern. Ideengeber der vielbeachteten Aktion war Jasper Morrison gewesen, der bereits 1981 einen Tisch aus alten Fahrradlenkern („Handlebar Table“) gebaut hatte.

Die Verbindungen nach Deutschland hielten über Jahre. So nahm Morrison 1987 an der Documenta 8 in Kassel teil, Ende der Neunziger bekam er den Auftrag, mit Blick auf die Expo im Jahr 2000 die Stadtbahn Hannover neu zu gestalten. Ein riesiger Auftrag, der ihn damals fast überforderte. „Wenn ich es noch einmal machen müsste, dann nur mit der Hilfe von Experten.“

Morrison hat nur eine Handvoll Mitarbeiter, auch wenn er Studioadressen in London, Paris und Tokio hat. In der japanischen Metropole hat er lange gelebt, seine Frau ist Japanerin, die beiden haben drei Kinder. „Ich bin gerne in Tokio“, sagt Morrison. „Denn wegen der Zeitverschiebung klingelt den ganzen Tag kein Telefon.“ Allerdings hat er auch viele japanische Kunden, die Marke Muji zum Beispiel, für die er Uhren, Besteck, Töpfe und Pfannen entwickelt hat. „Ich finde es schön, mir vorzustellen, dass Menschen meine Dinge täglich verwenden.“

Er liebt das Wort Ding, auch weil es so supernormal klingt. „Ich brauche Dinge, um Dinge machen zu können“, sagt Morrison. „Wenn Sie mich in einen Raum ohne Fenster sperren, hätte ich bald keine Ideen mehr.“ Die Dinge seines Lebens hat er zusammengetragen, sie waren in seiner Berliner Retrospektive „Thingness“ zu sehen – und sind es in seinem Buch „A Book of Things“. Und in dem Laden gleich neben seinem Studio, der alltäglich geöffnet hat. Damit schließt sich der Kreis. Es ist spät geworden, Jasper Morrison muss seinen Zug bekommen. ◀



BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT

træ+buffalo titanium

LINDBERG



Neustart in Berlin:
Konstantin Grcic
ist angekommen.
Sein Sessel Citizen
für Vitra kommt
jetzt auf den Markt.

BERLIN DIREKT

In der Hauptstadt hat sich 30 Jahre nach der Wende eine rege Designszene etabliert. Wir haben elf Kreative in ihren Studios besucht.

Fotos Frank Röth

Der Münchner

Wie oft hatten ihn die Medien zum König der heimlichen deutschen Designhauptstadt München gekrönt. Zusammen mit Kollegen wie Stefan Diez, Clemens Weisshaar, Ayzit Bostan, Steffen Kehrle oder dem Duo Relvãokellermann (Ana Relvão und Gerhardt Kellermann) sollte er für ein „Münchner Designwunder“ stehen, das im dichten Netzwerk einer überschaubaren Stadt vermeintlich besonders gut gedieh.

„Das hat mich immer befremdet“, sagt Konstantin Grcic. „Man kannte sich natürlich, jeder hatte seinen Ort gefunden. Aber ich würde behaupten, das gibt es woanders auch.“ Zumal Grcic schon seit zehn Jahren privat in Berlin lebt. Das in der Designszene legendäre Studio im Münchner Bahnhofsviertel, wo es zum zweiten Frühstück Brezen gab, verlegte er vor zwei Jahren an die Spree. Der Abschied von München fiel ihm vor allem wegen seiner Mitarbeiter schwer. Das Büro war eine „gut geölte Maschine“ – die er mit jahrelanger Pendelei am Laufen hielt. „Das war für alle Beteiligten zu anstrengend.“

Jetzt hat der Fünfundfünfzigjährige ein ganz neues, junges Team, eine Designerin

und zwei Designer, dazu eine Büroleiterin. Sie sitzen in einer lichten Etage im Stadtteil Tiergarten, auf Grcics Bürostühlen Rookie für Vitra. Vor der einen Fensterfront die Arbeitsplätze, vor der anderen, mit einem durchsichtigen PVC-Vorhang abgetrennt, Küche und Werkstattecke. Dazwischen ein Besprechungstisch, umstellt von einem bunten Stuhl-Sammelurium, eigenen Entwürfen für Artek, Flötorto oder Plank. Im Studio kann man Grcics Karriere anhand seiner Sitzmöbel-Projekte Revue passieren lassen. Er selbst sitzt an seinem Platz auf einer roten Holzbank, die vor einigen Jahren für Mattiazzi entstand. Gleich rechts neben der Eingangstür der neueste Wurf: drei ausladende Loungesessel mit schwarzen Rahmen aus Metallrohr, Citizen für Vitra. Eigentlich sollte der Sessel Ende April zur Mailänder Möbelmesse vorgestellt werden, doch der Salone musste wie so viele andere Großveranstaltungen abgesagt werden.

„Für Vitra ist das Thema Loungechair natürlich nicht unwichtig“, sagt der Produktdesigner in Anspielung auf die Sesselikone von Charles und Ray Eames. „Citizen ist anders, er ist keine Konkurrenz.“ Tat-

sächlich geht ihm, ebenso wie manch anderem Grcic-Entwurf, die behagliche Gediegenheit ab, die etwa der Eames-Lounger ausstrahlt. Citizen wirkt weniger wohnlich, dafür beweglicher. Und diesen Eindruck löst er auch ein: Der gepolsterte Sitz ist lediglich mit drei Stahlseilen am Rahmen aufgehängt und macht sachte die Bewegungen des Sitzenden mit. „Der Name passt zu ihm“, sagt der Designer. „Es schwingt etwas von heute mit, es ist kein Blink in die Vergangenheit.“

In Berlin ist Konstantin Grcic gut angekommen, auch wenn die „geölte Maschine“ nicht sofort rund lief. „Als Designbüro braucht man eine gewisse Infrastruktur“, sagt er. Firmen, die Prototypen bauen oder ein Material liefern, eine Schreinerei, eine Schlosserei, eine Pulverlackiererei. In München sei diese Infrastruktur einfach dagewesen, das habe er nie hinterfragt. Doch in Berlin stellte sich heraus: „Die gibt es nicht selbstverständlich.“

So eröffnete der Umzug vor zwei Jahren unerwartet neue Möglichkeiten. „Wenn man Dinge neu etablieren muss, stößt man auch auf Dinge, die man gar nicht gesucht hat.“ *Jasmin Jouhar*



Die Handwerkerin

Sie hatte ein wunderschönes Studio in Rotterdam. Auch wenn die denkmalgeschützte Stadtvilla, die einst der Kaufmannsfamilie Brenninkmeijer (C&A) gehörte, zuletzt ziemlich heruntergekommen war. Hella Jongerius nahm sich des „Woonhuis Milders/Brenninkmeijer“ am Eendrachtsweg 67 dennoch an. Dafür musste sie keine Miete zahlen. Die Stadt Rotterdam hatte keinen Käufer für die Immobilie gefunden, eine Sanierung des Baus, der langsam im Untergrund versank, schien zu teuer. So hatten sich Risse gebildet, und einmal fiel sogar ein Teil der Stuckdecke herunter.

Das war aber nicht der Grund, warum die niederländische Designerin vor zwölf Jahren ihre Koffer packte und nach Berlin zog. „Es war alles so bequem geworden, so komfortabel“, sagt Hella Jongerius. „Ich musste einfach neu anfangen, um wieder kreativ sein zu können.“ Warum sie ausgerechnet nach Berlin gegangen ist? „Ich mag die Stadt.“ Berlin sei grün, sie könne mit dem Fahrrad zum Flughafen Tegel fahren, außerdem sei die deutsche Kultur der niederländischen sehr ähnlich. London, Paris, New York waren ihr damals auch zu teuer. Schon einmal hatte sie eine Stadt den Rücken gekehrt, weil sie ihr zu teuer geworden war: Eindhoven, wo sie an der Design-Akademie Industriedesign studiert hatte. Ihr derzeitiges Jongeriuslab, wie sie ihr Studio nennt, befindet sich in Berlin-Mitte. Eine bewusste Entscheidung: „Ich wollte in den Osten und nicht im alten Westen sein.“

Auch wenn Hella Jongerius Industriedesign studiert hat – zur Industrie hat sie ein gespaltenes Verhältnis. Billige und nur auf Masse hergestellte Produkte lehnt sie ab. Sie schätzt Handwerk, auch wenn es industriell hergestellt wird. Farben, Materialien, Oberflächen sind ihr wichtig. Besonders gerne arbeitet sie mit Textilien, eher selten entwirft sie Möbel, wenn, dann vor allem für Vitra. Als Vitra-Chef Rolf Fehlbaum sie vor 16 Jahren um ein Sofa als ihr erstes industriell hergestelltes Möbelstück bat, hielt sie ihn für verrückt. Ein Sofa? Wie spießig! Doch dann entwarf sie Polder mit seinen hölzernen Zierknöpfen. Es erinnert an das flache Land, das dem Meer abgerungen wird, und ist mit unterschiedlichen Stoffen bezogen.

Inzwischen ist Hella Jongerius die Art-Direktorin von Vitra, sie bestimmt über Farben und Materialien. Gerade erst hat sie ein weiteres Sofa vorgestellt – ein Meisterwerk der Webkunst, wie sie sagt. Sie findet es schrecklich, dass sich selbst in der Mode Wegwerfprodukte durchgesetzt haben. Altes Handwerk wie Weben geht dagegen verloren. Bei ihrem Sofa Vlinder dreht sich alles um den Überwurf, der so schwer ist, dass er sich fließend über Sitz, Rücken und Armlehne legt. Der Stoff mit acht verschiedenen Jacquardmustern ist reich an Motiven, Garnen und Farbnuancen. An Vlinder hat Hella Jongerius viele Jahre gearbeitet, fünf Sofas hat sie nach Polder entworfen und wieder verworfen. Denn was sie nicht wollte: einfach noch ein weiteres Sofa entwerfen. Auch wenn es womöglich ein Erfolgsprodukt geworden wäre. *Peter-Philipp Schmitt*

Gegen Billigware: Hella Jongerius, neben ihrem Pouf Bovist (Vitra), hält an Handwerks-traditionen fest.

BERLIN DIREKT

Der Verspielte

Der Name des Studios lässt sich leicht erklären: Yuue ist kein richtiges Wort, und es bedeutet auch nichts. Wichtiger aber für Weng Xinyu ist: Bei Google tauchte das Wort nicht auf, als er es eingab. Wer also nach Yuue sucht, landet sofort bei dem jungen Designer und seinem Studio. Seit 2015 ist Weng Xinyu in Berlin, er lebt und arbeitet in Prenzlauer Berg. „Vorher war hier ein Architekturbüro drin“, sagt Weng. Er teilt sich das Büro mit seiner Freundin Tao Haiyue. Die beiden haben an der Bauhaus-Universität in Weimar studiert, er Produktdesign, sie Kunst.

„Fast jeder, der in Weimar studiert hat, geht nach Berlin“, sagt Weng. Wie zum Beweis zählt er gleich mehrere junge Designer auf, die nach dem Studium in der Kleinstadt in die Großstadt gezogen sind: Laura Straßer, Vincent Cramer, Philipp Schöpfer, Daniel Klapsing. Die Designszene sei ziemlich verteilt in Berlin. Weng bedauert es, dass es in der deutschen Hauptstadt kaum Unterstützung für junge Designer gibt. Nicht einmal mehr das Design-Festival DMY, das zuletzt 2016 auf dem Gelände des ehemaligen Flug-

hafens Tempelhof stattfand und auch eine Plattform für den kreativen Designnachwuchs sein wollte.

Weng, der 1987 in Taizhou südlich von Shanghai zur Welt kam, hat sich schon früh für Deutschland interessiert. Von 2006 bis 2010 studierte er Germanistik in Peking. Nach seinem Bachelor bewarb er sich in Weimar, weil ihm – wie vielen anderen Chinesen auch – das Bauhaus ein Begriff war. Das Designstudium schloss er 2014 mit seinem zweiten Bachelor ab. In Berlin tat er sich dann mit Tao Haiyue zusammen, die mit Min Berlin eine Agentur gegründet hat, die schöne Designobjekte aus Deutschland in China vermarktet, darunter natürlich auch die Entwürfe ihres Partners Weng.

Der Dreiunddreißjährige will, dass die Menschen mit seinen Werken interagieren. Und er will Emotionen wecken. Seine Deckenleuchte Oops! etwa sorgt für eine Schrecksekunde: Wer an der Schnur zieht, um sie anzuknippen, der zieht zugleich die Lampe aus der Halterung. Zu Besuch bei Freunden wäre es ein peinlicher Moment, denn man würde glauben, das Designerstück kaputt gemacht zu

haben. Genau das ist gewollt: Oops! leuchtet nur mit herausgezogener Lampe. Ein anderes Beispiel ist der Spiegel Pop-Up. Er hängt an der Wand und muss aufgeklappt werden, damit zwei bewegliche Spiegel sichtbar werden. Das heruntergeklappte Bord ist zugleich Abstellfläche.

„Oft sind es Kleinigkeiten, die mich inspirieren“, sagt Weng. Ein chinesisches Puzzle zum Beispiel, auch Lu-Ban Lock genannt. Bei dem 3-D-Geduldsspiel müssen kleine Holzblöcke so ineinander gesteckt und verzahnt werden, dass ein fest gefügtes Ganzes entsteht. Weng hat, basierend auf diesem Prinzip, einen Stuhl entwickelt, der ganz ohne Leim und Schrauben auskommt. Rückenlehne und Beine werden zusammengesteckt, die Sitzfläche wie ein Druckknopf zuletzt eingefügt. Den Prototypen des Stuhls Hashtag hat der Formholz-Spezialist Becker Brakel hergestellt. Ein Produzent fehlt aber noch.

Andere Arbeiten werden schon in Serie produziert, auch seine Leuchte Oops! ist nicht nur online im Yuue-Shop zu haben, sondern auch über Mamamoon, eine Plattform, die sich auf „schrulliges“ Design spezialisiert hat. *Peter-Philipp Schmitt*

Ohne Schrauben: Vorbild für Weng Xinyus Hocker und Stuhl Hashtag war ein chinesisches Puzzle.





Wie gefaltet: Der Stahlstuhl Hama für Echtstahl gehört zu Mark Brauns markantesten Entwürfen.

Der Vielseitige

Das Bild an der Wand ist von seinem Nachbarn Alexander Wagner. Er ist nicht der einzige Künstler in dem Haus, in dem der Designer Mark Braun sein Studio hat. Im vierten Stock etwa hat der in Australien geborene Maler Cameron Rudd sein Atelier, im zweiten die aus Hamburg stammende Malerin Nanne Meyer. Gut 35 Kreative haben sich im Atelierhaus Mengerzeile in Alt-Treptow eingerichtet, das nur wenige Meter von der einstigen Berliner Mauer und dem Westbezirk Neukölln entfernt liegt. Der Bau, in dem früher eine Klavierfabrik und danach das bekannte DDR-Musiklabel Amiga untergebracht waren, wurde gerade kernsaniert. Davor gab es einen jahrelangen Kampf mit dem neuen Eigentümer, der die Künstler allesamt loswerden wollte, sich dann aber doch erweichen und das Haus für die alten Mieter neu herrichten ließ.

Mark Braun gehört auch dazu. Der Designer ist schon seit 2002 in dem Gebäude. Sein Studio befindet sich im dritten Stock, im ersten hat er zudem eine Werkstatt. „Ich bin happy, nach zwei Jahren wieder hier zu sein“, sagt Braun. So lange dauerte die Renovierung. Er muss zwar jetzt mehr Miete zahlen, doch er mag die Gegend und vor allem das kreative Umfeld. Braun, der im niedersächsischen Gehrden geboren wurde, ist durch seinen Vater halber Schwede. Nach Berlin kam er durch seine Schwester, die schon in der Hauptstadt lebte, als er ihr 1997 folgte und bei der Schreinerei Querholz eine Ausbildung zum Tischler begann. Danach studierte Braun Industriedesign in Potsdam, Eindhoven und Halle, bevor er sein eigenes Studio gründete.

Mark Braun ist einer der gefragtesten Berliner Designer. Und einer der vielseitigsten. So entwickelte er zuletzt eine Uhr für Nomos Glashütte, einen Flaschenkühler für die Gin-Marke Monkey 47, einen silbernen Füller für die Schwarzwälder Manufaktur Otto Hutt, ein Besteck für Mono, ein Rasierset für das sächsische Unternehmen Mühle sowie Trinkgläser samt Karaffe für J. & L. Lobmeyr in Wien. Dazu kommen immer wieder auch Möbel wie der gefaltete Stahlstuhl Hama, den der Vierundvierzigjährige für die junge deutsche Marke Echtstahl entworfen hat. Im vergangenen Jahr stellte er die Garderobe Piro, ebenfalls aus gebogenem Rohr und Stahlblech, sowie den Kleiderbügel Ivo vor. Für das Münsteraner Unternehmen Conmoto hat Braun unter anderem das Sofa Kimono und den stapelbaren Barhocker Nizza gestaltet, der aus Stahlrohr und luftigem Metall-Mesh besteht und für die Terrasse gedacht ist. Auch Berliner Marken zählen zu seinen Kunden: In Zusammenarbeit mit KPM, der Königlichen Porzellanmanufaktur, ist das Windlicht Planetarium aus feinstem Biskuitporzellan entstanden.

Braun wohnt mit seiner Frau, der Grafikerin Anna Sartorius, und den beiden Kindern in Kreuzberg. „Ich brauche zehn Minuten mit dem Fahrrad zur Arbeit.“ Wenn er nicht gerade im Saarland ist: Seit 2015 ist er Professor für Produktdesign an der Hochschule der Bildenden Künste Saar in Saarbrücken. *Peter-Philipp Schmitt*



Schon im Museum: Werner Aisslingers Stuhl Juli für Cappellini gilt als Ikone der jüngeren Designgeschichte.

Das Urgestein

Die einstige Brachfläche nördlich des Regierungsviertels galt lange als ein „Kulturstandort“. Künstler, Galerien und Clubs wie das „Tape“ hatten sich rund um die Heidestraße in Berlin-Mitte angesiedelt. Zu Mauerzeiten war hier Niemandsland, Anfang der nuller Jahre wurde dann der Hauptbahnhof gebaut. Seither entdecken Investoren das Gelände, das Europacity genannt wird. „Kultur gibt es hier bald nicht mehr“, sagt Werner Aisslinger, der seit 2008 an der Heidestraße sein Studio hat. Rundherum sind neue Quartiere entstanden, Hunderte Millionen Euro wurden schon verbaut. Ob das alte Gebäude und die Etage, in der sich Aisslingers Büro mit seinen 30 Angestellten befindet, die Umnutzung überstehen, wird sich zeigen.

Der vielgereiste Designer schätzt die Lage: In acht Minuten ist er zu Fuß am Hauptbahnhof, in einer Viertelstunde mit dem Taxi am Flughafen Tegel. Doch auch der wird ja gerade abgewickelt.

Aisslinger ist ein Urgestein der Berliner Designszene. Er war schon in der Hauptstadt, als andere Designer noch einen großen Bogen um die angeblich so kreative

Metropole machten, die wenig attraktiv schienen, auch wegen ihrer Lage und Erreichbarkeit. Namhafte Architekten, etwa Hans Kollhoff und Josef Paul Kleihues, gab es in Berlin. Mode- und Produktdesignern aber fiel es schwer, in der Stadt Fuß zu fassen.

„Berlin bestand aus vielen Biotopen, doch die werden immer weniger“, sagt Aisslinger, der 1964 in Nördlingen in Bayern geboren wurde. Mit Anfang 20 ging er zum Studium in die geteilte Stadt. Noch während er an der Hochschule der Künste war, arbeitete er für so namhafte Designer wie Jasper Morrison in London und Michele De Lucchi in Mailand. 1993 gründete er sein Studio Aisslinger in Berlin.

Nur zwei Jahre später entwickelte er den Stuhl Juli. Die Form für die Sitzschale seines Prototyps stellte er aus Gips selbst her, als Material wählte er Fiberglas, einen glasfaserverstärkten Kunststoff. „Damit bin ich nach Italien zu Giulio Cappellini gefahren“, erzählt Aisslinger. Über Cappellini kam eine Zusammenarbeit mit dem Autohersteller Lancia zustande. „Dadurch bot sich die Möglichkeit, das Fiberglas durch einen weichen Polyurethan-

schaum zu ersetzen, wie er sonst für Armaturen Bretter verwendet wird.“ Die Sitzschale des Stuhls, der sich wie eine Blüte zu öffnen scheint, ist weich wie Leder und doch stabil. Juli kam 1996 auf den Markt und wurde 1998 in die Sammlung des Museum of Modern Art aufgenommen.

Aisslinger, der mehrere Jahre Professor an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe war, ist auch ein Mann für Inszenierungen. Nicht um der Inszenierung willen, seine Arbeiten weisen in die Zukunft. 2012 etwa ließ er während der Mailänder Möbelmesse einen Stuhl aus Bambus wachsen, die Form gab ein Stahlkorsett vor. Mit dem schnell wachsenden Rohstoff ließen sich ganze Opernhäuser bestuhlen, so Aisslinger. Auch die Idee seines 2003 entwickelten Loftcubes könnte nicht aktueller sein. Der Wohnwürfel, den es in vier Größen gibt, lässt sich mit Kran oder Hubschrauber selbst auf höchste Gebäude setzen. Alles Lebensnotwendige ist auf wenigen Quadratmetern enthalten. Und wer würde sich nicht gerne in einer Stadt, in der Wohnraum knapp wird, in seinem eigenen Penthouse auf einem Dach niederlassen? *Peter-Philipp Schmitt*

**BERLIN
DIREKT**



Die Netzwerkerin

„Da sind wir sehr deutsch!“ Hanne Willmann muss lachen über die Erkenntnis, aber sie ist überzeugt: Was viele junge Berliner Designer eint, ist ihre „Straightness“, die Geradlinigkeit. „Unsere Entwürfe sind nicht so straight, dass es kalt wird. Aber das Urbane sieht man ihnen schon an. Sie sind nicht sonderlich soft, eher klar und präzise.“ Die Produkt- und Möbeldesignerin gehört seit 2015 selbst zur Berliner Szene, als sie nach dem Studium an der Universität der Künste Berlin und einer Zeit im Büro von Werner Aisslinger hier ihr eigenes Studio gründete.

„Leute von außen wollen einem immer erzählen, dass das Berliner Design so rough sei, so künstlerisch. Hier mal mit Bauschaum was aneinandergeklebt, da ein wenig Beton“, sagt Hanne Willmann. Aber dieses Bild stimme nicht. An wen sie denkt beim geradlinigen, urbanen Design aus Berlin? „An Designer wie Uli Budde, Mark Braun, Geckeler Michels, Objekte unserer Tage.“ In den vergangenen Jahren sei ein starkes Netzwerk in der Stadt gewachsen, man rufe sich an, helfe sich mit Tipps und Kontakten. „Es geht sehr kollegial

zu. Wir begreifen uns nicht als Konkurrenz“, sagt die Zweunddreißigjährige. „Das hätte ich von Berlin nicht unbedingt erwartet.“

Hanne Willmann hat ihr Studio in Prenzlauer Berg in einem kleinen Ladenlokal, das sie sich mit zwei Mitarbeiterinnen teilt. Viel Platz gibt es nicht zwischen den drei Schreibtischen, aber ein paar eigene Entwürfe hat die Designerin trotzdem um sich versammelt. Im Schaufenster steht ein Exemplar ihres Regals Tray Shelf für den dänischen Hersteller Woud. Darauf arrangiert sind kleinere Objekte wie ein Tablett für Schönbuch oder die in Mexiko getöpferen Keramiken La familia.

In diesem Jahr konnte Willmann schon eine ganze Reihe neuer Produkte vorstellen: etwa die Leuchte Flakes aus mundgeblasenem Glas für die Marke Favius, ein weiteres Bett für den Hersteller Schramm und Levi, eine Kombination aus Wandspiegel und Regal-Element für Interlücke. Das deutsche Unternehmen ist ohnehin einer ihrer wichtigsten Auftraggeber: Seit 2018 arbeitet sie als Kreativdirektorin für Interlücke, sie kümmert sich um Bildwelten, Lookbooks, Produkt-

briefing und die Auswahl neuer Gestalter. So eine Aufgabe ist ein Glücksfall für das junge Studio: „Das hat mir finanzielle Stabilität gegeben“, sagt Willmann. „Produkte zu gestalten zählt sich wegen der Tantiemen meist erst nach einigen Jahren aus.“

So fährt sie also regelmäßig nach Ostwestfalen, wo viele deutsche Möbelhersteller ihren Sitz haben, nicht nur Interlücke, sondern auch Tecta. Der Bauhaus-Spezialist hat eine von ihr entworfene Vitrine im Programm. „Ostwestfalen ist genau die richtige Gegend für Produktion. Da ist es gutbürgerlich, da findet man zuverlässige Leute, die um sieben Uhr morgens anfangen.“ Für Kreative sei das allerdings nicht das Richtige, die lebten nun mal lieber in der Großstadt, wo sie erst um elf Uhr anfangen müssen und nach der Arbeit noch feiern gehen können.

Gerade bei der Suche nach Mitarbeitern ist der Standort ein wichtiges Argument. Doch trotz der guten Bedingungen in Berlin: Hanne Willmann verspürt ab und an eine Sehnsucht nach dem Leben in der Provinz, nach Norddeutschland, wo sie aufgewachsen ist. „Irgendwann möchte ich zurück aufs Land.“ *Jasmin Jouhar*

Mundgeblasen: Mit der Leuchte Flakes (Favius) ist Hanne Willmann ein großer Wurf gelungen.

BERLIN DIREKT

Mag es knallbunt: Katrin Greiling, seit acht Monaten Mutter, arbeitet aktuell an einem Stuhl für Tecta.

Die Außenseiterin

Diese Farben! Neonorange. Quietschrot. Gelb. Ein paar Tupfer Blau und Grün. Katrin Greiling hat ihr Studio in einer Altbauwohnung in Prenzlauer Berg eingerichtet: Holzdielen, weiß gestrichene Wände, ein großer Arbeitstisch mit Korkplatte, Borde aus hellem Sperrholz. Das zurückhaltende Ambiente hat die Designerin und Innenarchitektin mit Objekten in Knallfarben aufgepeppt. Kühn, aber geschmackssicher. Ein Stapel Klebebandrollen auf ihrem Pflanzenständer Longarm zeigt alle Komplementärkontraste. Ihr Raumtrenner Extra Hand leuchtet in ebenso sattem Rot wie die Pendelleuchte Drei, die über dem Arbeitstisch baumelt. Interessant zu sehen, wie stark die Farbkombinationen im Raum wirken – sie setzen Energie frei, als flirrte heiße Luft.

Greilings neuester Entwurf lebt auch von dieser Spannung: Die Taschenmarke PB0110 hat eine Totebag aus Seide mit vier abstrakten Motiven bedrucken lassen. Forschungen über die amerikanische Mid-Century-Architektur hatten Greiling zu Collagen inspiriert, PB0110-Gründer Philipp Bree gefiel das freie Spiel der organischen Flächen so gut, dass er eine limitierte Kollektion auflegen ließ. Seit sieben Jahren wohnt die Designerin nun in Berlin, doch dass die geborene Münchenerin überhaupt jemals wieder in Deutschland leben würde, danach sah es lange nicht aus.

Insgesamt 15 Jahre hatte die Zweundvierzigjährige zuvor im Ausland verbracht. Zunächst in Schweden, wo sie nach einer Schreiner- und Möbeldesign- und Innenarchitektur an der Stockholmer Konstfack studierte. Später ging sie für drei Jahre als Innenarchitektin nach Dubai. „Dort habe ich die Welt von einer ganz anderen Perspektive aus gesehen, nicht aus unserer westlichen“, erzählt sie. „Dort war ich Außenseiterin, dort konnte ich beobachten, ohne dass ich selbst beobachtet wurde.“

Die Entscheidung, nach Berlin zu ziehen, war auch von dieser Erfahrung beeinflusst, wie Greiling sagt: Sie suchte eine Stadt, die so groß ist, dass sie darin „unsichtbar“ sein könne. Doch die Hoffnung auf innere Distanz, auf die Erkenntnisse, die aus der Außenseiterinnen-Rolle entstehen, hat sich nicht erfüllt: „Obwohl ich 15 Jahre weg war aus Deutschland, ist mir hier offensichtlich vieles vertraut. Ich bin zu nah dran.“ Einstweilen hat sie sich aber gut eingerichtet: Wohnung und Studio liegen nur wenige Minuten Fußweg auseinander, was den Alltag mit ihrem acht Monate alten Sohn erleichtert.

Die Designprofessorin an der Hochschule der Künste Saar hat sie vor seiner Geburt aufgegeben, sie wollte nicht pendeln. Bleiben noch die Reisen zu den Auftraggebern, etwa nach Ostwestfalen zum Möbelhersteller Tecta: Zum Bauhaus-Jubiläum im vergangenen Jahr hatte sie ein neues Farbkonzept für den Sessel-Klassiker F51 von Walter Gropius entwickelt. Aktuell arbeitet sie an einem neuen Stuhl für Tecta. Außerdem plant sie die Innenarchitektur für eine Wohnung in Prenzlauer Berg. Und dennoch: „Mein Partner ist Amerikaner. Wenn er eines Tages sagen würde: ‚Komm, wir gehen nach Texas‘, dann wäre ich sofort dabei.“ *Jasmin Jouhar*





Der Pendler

Michael Hilgers ist Pendler. Er lebt in Berlin und arbeitet in Buckow. Die Stadt im brandenburgischen Landkreis Märkisch-Oderland ist eine gute Autostunde von Berlin entfernt. Doch ganz so einfach ist es nicht mit der Aufteilung Wohnung hier, Studio dort. Denn Hilgers, Jahrgang 1966, hat zudem auch einen mobilen Arbeitsplatz, in dem er wohnen kann. Er hat sich einen Fiat Ducato ausgebaut.

In dem Kleintransporter, Kennzeichen MOL, hat er alles, was er zum Leben und Arbeiten braucht: Schreibtisch, Bett, kleine Küche. Selbst an Strom ist gedacht: Auf dem Autodach hat er Solarpaneele angebracht. Das reicht, um die Akkus von Laptop und Handy aufzuladen und sich einen Kaffee zu kochen. So ist er auf kleinstem Raum mit allem versorgt, was er in seinem Alltag benötigt. „Eine super schlanke Infrastruktur ist mir wichtig.“

Hilgers wurde zum Pendler, weil er sich die Mietpreise in Berlin schlichtweg nicht mehr leisten wollte. „Als ich vor 20 Jahren aus dem Bergischen Land nach Berlin kam, war die Hauptstadt noch schön preiswert.“ Das war für ihn ein guter

Grund, um in die größte deutsche Metropole zu ziehen. Hilgers hat Architektur in Wuppertal studiert. Dem gelernten Tischler aber sind Architekturprojekte zu groß, zu komplex. „Möbel gehen schneller“, sagt er. „Das finde ich spannender.“ So richtete er sich im Anfang der nuller Jahre noch gar nicht so hippen Berliner Ortsteil Prenzlauer Berg ein Studio ein. Dort wäre er auch gerne geblieben, aber dann verdreifachte sich die Miete quasi von einem Tag auf den anderen. „Das sah ich nicht ein.“ Also zog er aus.

Die schöne Altbauwohnung in Kreuzberg direkt am Landwehrkanal blieb sein Lebensmittelpunkt. Dort leben auch noch seine Partnerin, die in Berlin arbeitet, und sein Sohn, der kurz vor dem Abitur steht. In Buckow in der Märkischen Schweiz schaffte er sich hingegen „einen Rückzugsort“. Hier wie dort hat er einen Schreibtisch stehen, „gespiegelt“, wie er sagt. „Wenn ich dran sitze, merke ich keinen Unterschied.“ Im Brandenburgischen habe er zudem noch „ein bisschen Werkstatt“.

Michael Hilgers hat sich auf „small living“ spezialisiert. Der Slogan seines Studios mit dem Namen Idee lautet:

„Home Small Home“. Er kam eher zufällig zu dem Thema, weil er selbst einen platzsparenden Sekretär brauchte. Also entwickelte er Flatmate, der an der Wand steht und im geschlossenen Zustand nur zwölf Zentimeter tief ist, sich aber ausklappen lässt und zwei große Stauraum-Fächer hat.

Als er vor zehn Jahren den extrem flachen Sekretär auf der Kölner Möbelmesse vorstellte, interessierte sich kaum jemand dafür. „Erst als ich eine Ablage fürs Tablet einbaute, war der Flatmate plötzlich interessant.“ Inzwischen ist er für den Hersteller Müller Möbelwerkstätten mit Sitz in Bockhorn im Oldenburger Land sogar ein Verkaufsschlager geworden. Das hat auch viel mit den kleiner werdenden Wohnungen und dem Trend oder besser Zwang zum Homeoffice zu tun. Zu Flatmate haben sich mittlerweile einige weitere platzsparende Möbelstücke gesellt, darunter der neue Beistelltisch Swan, der wie ein Z geformt ist.

Auch das Innere von Hilgers ausgebautem Kleintransporter könnte bald in Serie gehen. Der Designer tüftelt derzeit mit dem Fahrzeugeinrichter Walter Bösenberg an den Details. *Peter-Philipp Schmitt*

Mobiles Studio: Michael Hilgers hat einen Kleintransporter vom Typ Fiat Ducato zum Büro umgebaut.

BERLIN DIREKT

Bisher aus Pappe: Für Ichendorf Milano gestaltet Uli Budde gerade Gläser und Karaffen.

Der Rückkehrer

Ein typisches Berliner Manufakturgebäude in Mitte, zweiter Hinterhof, direkt an der Spree: Hier hat Produktdesigner Uli Budde sein Studio. Wobei der Raum genauso gut der Arbeitsplatz eines Handwerkers sein könnte. Der größere Teil der Fläche ist Werkstatt, ausgestattet mit Arbeitstischen, Maschinen, Werkzeugen. In den Lagerregalen stapeln sich Materialreste und Werkstücke. Auf der anderen Seite der gläsernen Trennwand, an den Fenstern zum Hof, stehen zwei Schreibtische mit Rechner. Die Gestaltung von Alltagsgegenständen ist eben auch in Zeiten von Entwurfs- und Visualisierungsprogrammen, von 3D-Drucker und CNC-Fräse ein handwerklicher Beruf, es werden Papiermodelle geklebt, Materialien getestet.

Budde schätzt genau das an seinem Beruf: die Verbindung von Kreativität und Konstruktion. „Mein Vater ist Maschinenbauer, mein älterer Bruder hat Kunst studiert“, erzählt der Zweieundvierzigjährige. „Bei mir hat sich beides gefunden.“ Budde zog 2009 nach Berlin, von Amsterdam aus, wo er fünf Jahre gelebt und mit Ivan Kasner das Studio Officeoriginair geführt hatte. Was ihn damals an der Stadt reizte? „Ich hatte das Gefühl, dass Berlin in Sachen Design ein unbeschriebenes Blatt war. Ich dachte, da gibt es Platz für mich.“ Er kannte die Stadt aus seiner Zeit als Produktdesignstudent an der Fachhochschule Potsdam, doch nach einem Auslandssemester an der Design-Akademie Eindhoven blieb er in den Niederlanden.

Während der Finanzkrise 2009, die auch in der Designbranche ihre Spuren hinterlassen hat, spürte er den Wunsch nach Veränderung, nach einem Neubeginn in Deutschland. Heute wohnt der Designer mit seiner Familie in Kreuzberg. Seine Frau, eine Niederländerin, arbeitet ebenfalls als Designerin, im Studio ihrer Landsmännin Hella Jongerius.

Die Stadt sei längst kein unbeschriebenes Blatt mehr: Mittlerweile lebten viel mehr Designer hier, und die Qualität des Designs aus Berlin sei auch gestiegen. „Es gab eine starke Entwicklung in den vergangenen Jahren. Viele Gestalter denken jetzt über Berlin hinaus und orientieren sich international.“

Budde entwickelt gerade Gläser und Karaffen für Ichendorf Milano, einen Glashersteller aus der norditalienischen Designmetropole. Offset heißt das Programm, für das er zwei unterschiedlich große zylindrische Körper aufeinander gesetzt hat. Wenn man die Gläser stapelt, entstehe kein ordentlicher Turm, sondern „organisiertes Chaos“. Mit Kasner entwirft er auch Möbel für niederländische Hersteller wie De Vorm und Arco, zuletzt den stapelbaren Holzocker Bow (Arco). Seit vergangem Jahr unterrichtet er zudem als Gastprofessor an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle.

Die Entscheidung, nach Berlin zu ziehen, hat er nicht bereut. Zu einer richtigen Designstadt fehle zwar die Fertigung im industriellen Maßstab. „Aber es gibt ganz tolle Handwerker. Man muss sie nur finden“, sagt der Gestalter. „Manufakturen in Hinterhöfen, die Prototypen bauen können. Die vielen Makerlabs.“ *Jasmin Joubar*



Das Paar

„Berlin“, sagt Marcus Keichel, „hat sich in den vergangenen 30 Jahren mehrfach neu erfunden. Wir hatten das Gefühl, einen aufregenderen Ort gibt es in ganz Europa nicht.“ Julia Läufer fügt hinzu: „Als wir nach Mitte kamen, lag alles brach. Es war spannend zu sehen, wie sich das über die Jahre veränderte.“ Läufer und Keichel sind ein Paar. Beruflich und privat. Im Jahr 2003 haben die beiden angefangen zusammenzuarbeiten. In Berlin sind sie aber schon viel länger: Der gebürtige Frankfurter Marcus Keichel kam 1988, die Freiburgerin Julia Läufer im Wendejahr 1989.

Beide haben an der Universität der Künste studiert, sie Modedesign, er Industriedesign und Architektur. Julia Läufer hat danach für Christian Dior in Paris gearbeitet und beim Film, Marcus Keichel als Illustrator. Mit Jens-Ole Kracht (K+K Design) gestaltete er das Logo des Berliner Energieversorgers Gasag AG, bevor er sich mit Julia Läufer zusammantat und zum Autorendesign kam.

Seit 2013 befindet sich ihr Studio nur wenige Schritte von der Gedenkstätte Berliner Mauer entfernt, dem zentralen Erinnerungsort der deutschen Teilung. Ihr Studio ist eng und verwinkelt, eine Treppe führt hinab zum Büro, wo auch ihr Mitarbeiter Ludwig Kaimer seinen Schreibtisch hat, und zu der kleinen Werkstatt. Mitten im Raum steht ihr neuer Prototyp, ein „Sessel mit hohem Gebrauchswert“, wie Marcus Keichel sagt. „Wir wollen zeigen, dass wir auch große und räumlich komplexe Körper können.“

Läufer & Keichel haben sich nach und nach dem Möbeldesign angenähert. Ihr erster Kunde war Martela in Finnland. Für ihn entstand die Soft-X-Familie, gepolsterte Stühle und Sofas auf einem metallenen Untergestell. Es folgte Wilkhahn in Bad Mündel mit dem stapelbaren Konferenzstuhl Ceno. Ein stapelbares Leichtgewicht ist auch ihr Okito für die Marke Zeitraum, „ein Mehrzweckstuhl mit innovativem Aufbau“. Der 4,6 Kilogramm schwere Stuhl ist ganz in seine Einzelteile zerlegbar und für den Versand flach verpackbar. Herzstück ist der Sitz aus Massivholz, an dem Rückenlehne und Beinbügel mit wenigen Handgriffen befestigt werden.

Nun arbeiten sie an dem voluminösen Sessel Dua, der ihre Familie aus Stühlen und Sesseln für den italienischen Hersteller Kristalia ergänzt wird. Bisher existiert nur ein selbst gebauter Prototyp aus Holz, der aber schon erahnen lässt, wie beweglich und bequem der Lounger einmal sein wird. Er wäre wahrscheinlich rechtzeitig zur Mailänder Möbelmesse Ende April fertig geworden. Doch der Salone wurde wegen der Corona-Pandemie für dieses Jahr abgesagt. *Peter-Philipp Schmitt*



Prototyp aus Holz: Julia Läufer und Marcus Keichel arbeiten derzeit an einem Sessel für Kristalia.

**BERLIN
DIREKT**



MR MARVIS
AMSTERDAM



ENTDECKE DIE PERFEKTEN SHORTS

HANDGEFERTIGT
IN PORTUGAL

VERFÜGBAR IN
40 FARBEN

ELASTISCHER HOSENBUND
PASST SICH DIR AN

VERSTECKTE
REISSVERSCHLUSSTASCHE

KOSTENLOSER
VERSAND & RETOUR

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS BEI MRMARVIS.DE

nur online verfügbar

Durch die Biene



Von Bienen kann man viel lernen, findet der Schauspieler Moritz Vierboom. Ruhe, Gemeinsinn, Vertrauen in den Moment.

Von Julia Schaaf

Fotos Julia Zimmermann

Das ist doch beruhigend, oder?“ Moritz Vierboom löst seinen Blick für einen Moment von dem Summen und Schwirren vor dem Bienenstock. „Wenn ich hier bin, vergesse ich die Welt.“

Die verwilderte hintere Ecke des Gemeinschaftsgartens am St.-Elisabeth-Friedhof in Berlin-Mitte ist alles andere als ein lauschiger Ort. Wenige Dutzend Meter entfernt rauschen auf der Bernauer Straße die Autos, auf dem ehemaligen Mauerstreifen machen Familien und Pärchen ihren Sonntagsspaziergang. Überall Brennnesseln und anderes Unkraut. Es ist das erste sonnenwarme Wochenende im März, und weil weder die gewaltige Linde noch der Hagebuttenstrauch direkt hinter dem Zaun schon Blätter haben, die die angrenzende Bebauung verdecken würden, wirkt diese fragwürdige Oase vor allem: urban.

Vierboom jedoch zeigt auf seine Bienen, die mit prall gefüllten Pollenhöschchen von ihrem ersten Frühlingsflug zurückkehren, und redet von einer besseren Welt. Von einer Demokratie, in der alle zusammen die bestmögliche Entscheidung treffen. Von einer Wirtschaft, die natürliche Ressourcen in einem geringeren Maße nutzt als aufbaut. Von einem Organismus, in dem sich jeder am Gemeinwohl orientiert. „Das soziale Wesen der Bienen fasziniert mich“, sagt er. Die Begeisterung ist ihm anzumerken, wie er da gestikuliert und erklärt und dabei den Bogen spannt vom kleinsten Detail zum philosophischen Ganzen. Kein Wunder, dass dieser Mann sich nicht als Imker versteht: „Ich würde sagen, ich bin Bienenhüter.“

Eigentlich hat der 37 Jahre alte Kölner einen ganz anderen Beruf. Vierboom, Sohn einer Niederländerin und eines Portugiesen, der sich deshalb „so eine richtige europäische diverse Menschenmischung“ nennt, ist Schauspieler. Er hat nach dem Abitur in Köln seine Ausbildung am Max-Reinhardt-Seminar in Wien gemacht und sechs Jahre dem Ensemble des Burgtheaters angehört. Seit 2013 lebt er in Berlin und arbeitet frei für verschiedene Theater-, Film- und Fernsehproduktionen. Derzeit ist er als nieder-



Die Bienen als Gegenüber, fast wie ein Publikum: Moritz Vierboom beobachtet seine Arbeiterinnen bei der Heimkehr.

Durch die Biene

ländischer Botschaftsmitarbeiter in der Comedy-Serie des Bayerischen Rundfunks „Das Institut – Oase des Scheiterns“ zu sehen. Das aber, was er als seine „School of Life“ bezeichnet, weil weder „Hobby“, noch „Leidenschaft“ oder „Berufung“ treffend klingen für ihn, ist die wesensgemäße Bienenhaltung.

Ein konventioneller Imker kann aus einem Volk Bienen, wenn es gut läuft, 100 Kilogramm Honig im Jahr erwirtschaften. Vierboom kam im vergangenen Jahr auf zwölf. Das ist der Preis dafür, dass er seine Bienen im Wesentlichen in Ruhe das tun lässt, was Bienen eben tun. Nie nähme er ihnen im Herbst ihren gesamten Honig weg, um die Tiere mit Zucker durch den Winter zu bringen. Die künstliche Königinnen-Zucht, die Begattung der Königin durch Menschenhand, empfindet er als so brachial und anmaßend, dass er angewidert das Gesicht verzieht. Dann hält Vierboom eine Wabe aus dem vergangenen Jahr ins Gegenlicht: ein filigranes Gebilde, das gleichzeitig perfekt geometrisch und an der Schwerkraft ausgerichtet ist. Die wesensgemäße Bienenhaltung, die sich in ihren Anfängen vor rund 40 Jahren unter anderem an der Philosophie Rudolf Steiners orientierte, betrachtet die Wabe analog zum Skelett des Menschen als „Rückgrat des kollektiven Bienen-Organismus“. Anders als der herkömmliche Imker zieht Vierboom deshalb keine Mittelwände aus Wachsplatten in den Bienenstock ein, die den Wabenbau beschleunigen und standardisieren würden.

Vor allem aber ist da das Schwärmen: Wenn im Bienenstock in der Weiselzelle eine neue Königin heranreift, fliegt die alte mit der Hälfte ihrer Arbeiterinnen los und macht sich auf die Suche nach einem neuen Zuhause, während der Rest des Volkes wartet, ob die neue Königin schlüpft und tatsächlich begattet wird. Für den konventionellen Imker ist das ein Graus, weil die Gefahr besteht, dass er den Schwarm verliert, weniger Honig hat, aber zusätzliche Arbeit. Vierboom findet: Was für eine kluge Erfindung der Natur. „Damit teilen die Bienen das Überlebensrisiko.“ Der Schauspieler kann sehr unterhaltsam davon erzählen, wie er im Fall der Fälle tagelang einen Schwarm verfolgt und dafür vergeblich auf Bäume klettert und in Büsche kriecht. Das Ziel: die Bienen einzufangen und wieder „einzulogieren“, was bedeutet, ihnen in der Stadt, wo es wenig hohle Baumstämme oder andere natürliche Unterkünfte gibt, einen menschengemachten Bienenstock als Unterkunft anzubieten. Manchmal reibt Vierboom das Holz vorher mit Zitronenmelisse ein, um das neue Heim attraktiver zu machen. Sonst ist der Schwarm womöglich schnell wieder auf und davon.

„Jetzt sitzen sie hier und gucken: Was ist hier los? Was hat der Typ vor?“ Vierboom lacht. Der Bienenstock sieht aus wie eine Mischung aus Miniatur-Hochhaus und überdimensioniertem Bauklötzstapel in Weiß, Oliv, Hellblau und Gelb. Eben hat Vierboom den Deckel abgenommen und behutsam wieder geschlossen, auf dass er kein Insektenbein zerquetscht. Jetzt hat er seinen Imkerhut abgestreift und schaut wohlwollend den Bienen zu, die eben noch hektisch herumgeschwirrt sind und sich nun an der Seitenwand des Holzkastens niedergelassen haben. Im Sommer, erzählt Vierboom, hocke er hier abends gerne auf einem Baumstumpf und genieße den Sound der heimkehrenden Arbeiterinnen und den typischen süßlich-herben Duft nach Propolis, Honig, Wachs.

Ein Bezug zur Natur, aber auch ein ökologisches Bewusstsein haben das Stadtkind schon früh geprägt. Die Familie seiner Mutter in Holland hatte den landwirtschaftlichen Betrieb – Pferde, Kühe, Ziegen, Hühner – schon vor seiner Geburt auf Bio umgestellt. Über einen Cousin seiner Mutter, der Förster und Imker war, sagt der Schauspieler: „In meiner Kindheit hatte ich immer das Gefühl, das ist der geheimnisvollste und in sich ruhendste Mensch, den ich kenne.“ Als Vierboom auf der Suche nach neuen Impulsen schließlich nach Berlin gezogen war und dort einen Zugang zur Natur, aber auch zu seinem neuen Lebensmittelpunkt suchte, belegte er einen Kurs in wesensgemäßer Bienenhaltung. „Durch die Bienen habe ich angefangen, ganz anders durch die Stadt zu laufen und zu sehen, wo es überall blüht“, sagt er. Inzwischen habe er sogar von den Bienen etwas gelernt, „was mir auch als Mensch und Schauspieler zugutekommt“: Ruhe zum Beispiel. Achtsamkeit. Ein bedingungsloses Ja zum Moment, „Vertrauen ohne Kontrolle“,



Wer sich für den filigranen Wabenbau begeistert (oben), kann auch in einem Gemeinschaftsgarten in Berlin-Mitte (unten) Ruhe finden.



wie Vierboom es ausdrückt. „Die Bienen sind wie ein ehrliches Publikum. Sie reagieren unmittelbar auf mich und auf meinen Gemütszustand.“ Wenn er gestresst sei, könne es sogar sein, dass sie ihn attackierten. Aber nur in diesem Austausch mit dem Gegenüber, mit der Aufmerksamkeit für den anderen und das, was der andere in einem selbst auslöse, entstehe etwas, das auch akribische Vorbereitung und virtuose Schauspielkunst allein nicht zustande brächten, nämlich Präsenz.

Es ist das Wochenende, bevor gegen die Ausbreitung des Coronavirus die Schulen in Deutschland geschlossen werden. Es geht darum, die Infektionsketten zu durchbrechen, aber gegen ein Treffen im Freien vor einem Bienenstock mit ausreichend Sicherheitsabstand spricht bisher nichts. In normalen Zeiten würde das Gespräch sich vermutlich ausgiebig um das Artensterben und ökologische Fragen drehen. Vierboom kann aus dem Stegreif referieren: dass es Honigbienen schon seit 50 Millionen Jahren gebe und sie sich im Lauf der Weltgeschichte somit als äußerst robust und anpassungsfähig erwiesen hätten, dass die Biomasse an Insekten in den vergangenen drei Jahrzehnten selbst in deutschen Naturschutzgebieten um drei Viertel zurückgegangen sei. Deshalb sei es ein dramatisches Zeichen für den Zustand der Natur, wenn es ausgerechnet auch der Honigbiene an den Kragen gehe: Monokultur, Flurbereinigung und der Einsatz von Pestiziden hätten dazu geführt, dass Bienen inzwischen in der Stadt bessere Lebensbedingungen vorfinden als auf dem Land. Dabei sei die sogenannte Bestäubungsleistung für Nutz- und Wildpflanzen enorm. Vierboom lächelt. „Wir als Menschen sehen darin eine Ökosystem-Dienstleistung“, sagt er. „Aber die Bienen darauf zu reduzieren wird ihnen bei weitem nicht gerecht.“

Der Schauspieler sitzt im Kuratorium der Bienenstiftung Aurelia und engagiert sich auch gegen den Klimawandel. Die Corona-Krise jedoch verleitet ihn noch einmal zu einem anderen Blick auf seine Insekten. Spannend sei doch, sagt Vierboom, dass es jetzt darum gehe, gerade für jüngere Menschen wie ihn, die selbst im Falle einer Infektion vergleichsweise wenig zu befürchten hätten, gemeinschaftlich und solidarisch zu sein. „Es wird alles zum Erliegen kommen im Lauf dieser Woche“, vermutet er. Eigentlich sollte er die nächsten Tage in einem Studio in Hamburg verbringen für eine neue Produktion. Abgesagt – wie so vieles in diesem Land. Aber eine Krise, sagt Vierboom, sei immer auch eine Chance. Vielleicht wird unsere von Profitdenken und permanentem Wachstum getriebene Welt jetzt einmal innehalten und sich auf das Wesentliche konzentrieren. Die Bienen jedenfalls, die jetzt im Frühling wieder ausschwärmen, um Nektar und Pollen zu sammeln, nähmen der Natur weniger weg, als sie ihr qua Bestäubung zurückgeben. „Wenn wir nur ein bisschen von den Bienen und ihrem Leben lernen würden, was hätten wir dann für ein Potential“, sagt Vierboom. „Das stimmt mich hoffnungsfroh.“

Moritz Vierboom ist am 16. und 23. April jeweils um 22.45 Uhr in „Das Institut – Oase des Scheiterns“ im Bayerischen Rundfunk zu sehen. Die Serie findet sich auch in der BR-Mediathek.

FOTOSTOCK

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



WhiteWall Media GmbH, Europaallee 59, 50226 Frechen, Deutschland © Photo by Yavuz Pancareken. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

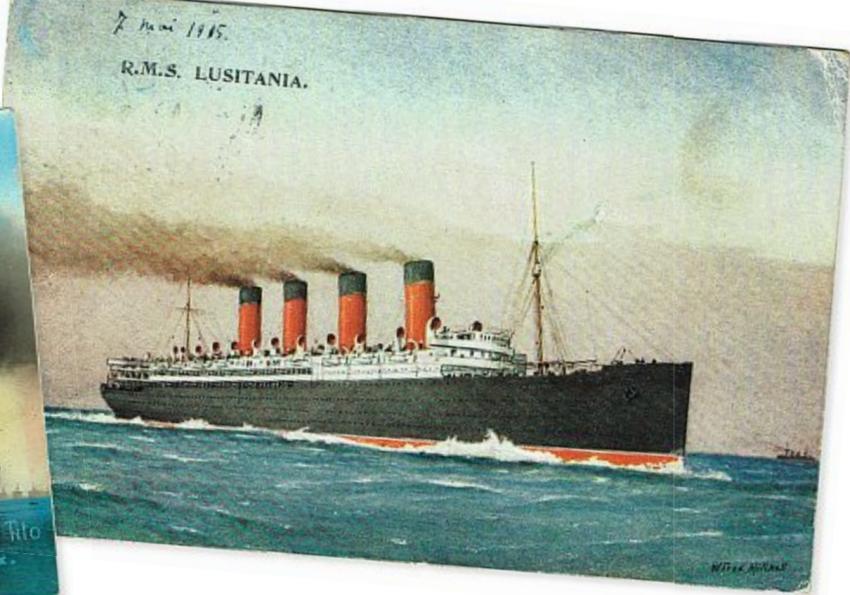
Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich

WHITE WALL



Lusitania: Die Lusitania war das nahezu baugleiche Schwesterschiff der Mauretania, die in der Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast ein Vierteljahrhundert lang das schnellste Schiff der Welt war. Die Karte enthält einen Hinweis: 7. Mai 1915. An diesem Tag wurde die Lusitania durch ein Torpedo eines deutschen U-Boots versenkt. 1198 Personen kamen ums Leben, unter ihnen 128 Amerikaner. In der Folge traten die Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg ein.



Kriegsschiff: Wiewohl ich mir vorgenommen hatte, den Eifer nicht auf Kriegsschiffe auszuweiten, geriet die japanische Karte in die Sammlung. René Wagner, Kollege in der Nachrichtenredaktion der F.A.Z. in Frankfurt, hatte sie gefunden – in Japan, wohin er 1981 als Korrespondent entsandt worden war. Mutsu hieß das Schlachtschiff, Baujahr 1921 und eines der größten der japanischen Kriegsflotte, angeblich mit Spenden von Schulkindern finanziert. Die Karte stammt

nicht aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Der Stempel sagt aus, dass sie an einem 13. September verschickt wurde, im elften Jahr der Amtszeit des damaligen Kaisers Hirohito. Das war 1936. Es war die Karte eines Seesoldaten an seine Tochter. „Ich bin an Bord dieses großartigen Schiffs“, schrieb er. Und: „Pass gut auf Dich auf.“ Ohne Fremdeinwirkung sank die Mutsu 1943 – nach einer Explosion im Schiffsinneren. Ungeklärt blieb die Frage: Unfall oder Sabotage?

Immer mit Aussicht

Ein antiquiertes Hobby? Nein, Schiffspostkarten zu sammeln ist in diesen Zeiten sehr beruhigend.

Von Günter Bannas

Swinging London Mitte der Siebziger, in den Katakomben des Portobello Road Market. Keine leichte Aktion, zwei Freunde dorthin zu lotsen, bloß weil ich ein Hobby hatte, das sie nur mit viel Nachsicht verstanden. Auf der Suche nach alten Postkarten mit Schiffsansichten. In einem der Keller schließlich fündig geworden. Und weil es ein besonderer Fund war, ein besonders tiefer Griff ins Portemonnaie. Die Titanic! Die Karte stammte nicht aus der Zeit, als der größte, modernste und schönste Dampfer jener Jahre noch nicht gesunken war, was ja auch kein Wunder war. So nahm ich in Kauf, dass auf der Ansichtseite festgehalten wurde, der Dampfer sei im April 1912 untergegangen. Ungefähr 1920, ver-

sicherte der Händler, sei die Karte gedruckt worden. Ich glaubte ihm und zahlte. Teuer wie nie war das Schmuckstück der Sammlung – ein Pfund, damals mehr als fünf Mark, viel Geld für mich, den Studenten.

Jahre später, als der allerneueste Katastrophenfilm über den Untergang in den Kinos zu sehen war und ich auch noch ein Modell der Titanic baute, mich also intensiver mit ihr befasste, gab es eine neue Sicht der Dinge. Nicht die Titanic war in Wirklichkeit dort abgebildet, sondern ihr etwas älteres Schwesterschiff, die Olympic, die fast baugleich war. Der vordere Teil des Erste-Klasse-Promenaden-Decks war bei der Titanic geschlossen, bei der Olympic hingegen offen, worüber sich die Reichsten der Reichen wegen kalter Winde und des Qualms aus den Schornsteinen beschwert hatten. Hatte nun meine Titanic an Wert verloren? Hätte ich sie aus der Sammlung eliminieren müssen?

Nochmals Jahre später ein Besuch in den Katakomben der Händler. Wahrscheinlich war es nicht derselbe, doch der Mann wusste Bescheid. Natürlich sei auf den meisten Ansichtskarten der Titanic nicht sie, sondern eben die Olympic zu

sehen. Man wisse schon, warum. Ja, natürlich, schließlich hatte es in jener Zeit sogar Theorien gegeben, nicht die Titanic sei gegen den Eisberg gefahren und gesunken, sondern die Reederei White Star Lines habe die Olympic sinken lassen, weil diese sich als überaus reparaturanfällig erwiesen hatte. Aus Gründen der Versicherung, wie spekuliert worden war.

In jener Zeit bot auf Flohmärkten fast jeder Verkäufer in einer Kramkiste Ansichtskarten an – oft unsortiert (das waren die günstigsten, bis zu 50 Pfennig je Stück) oder ein wenig vorsortiert (mittlere Preislage, bis zu zwei Mark), mit Schwerpunkten je nach örtlichen Gegebenheiten: in Süddeutschland Alpenpanoramen, im Rheinland der Kölner Dom, in Paris Notre-Dame. Manchmal waren Zufallsfunde zu ergattern, Preisgestaltung wiederum nach Zufällen oder nach der Unwissenheit oder der Geschäftstüchtigkeit des Händlers. Karten mit Schiffsmotiven zu finden – das war ungefähr so, wie Steinpilze im Wald zu finden.

Ansichtskarten mit Zeppelinen waren die wertvollsten und deshalb die teuersten, was kein Wunder war. Alle stammten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, viele

davon aus einer Zeit, in der es Hochglanzfotografie noch nicht gab. In der preislichen Rangfolge dichtauf folgten dann die Schiffspostkarten, wenn man von Kitschmotiven aus der Zeit der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert absah. Das Angebot aus den Kramkisten jedenfalls war üppig. Das Ansichtskartensammeln war nicht außergewöhnlich. Sogar Kettenbriefe machten sich manche zunutze: Schicke eine Ansichtskarte an die oberste Adresse, füge Deine als letzte an, dann wirst Du . . . Dem Schüler half es wenig. Statt der erhofften und zugesagten 100 bekam er eine einzige. Die stammte aus Reutlingen, zeigte ein Neubaugelände der sechziger Jahre – und verschwand in einer Kiste.

Nützlich waren Bittstellerbriefe an Reedereien und auch an Energieunternehmen, die eine Tankerflotte unterhielten – mit der Bitte um Zusendung von . . . Einen nachhaltigen Lerneffekt für den Schüler hatte das auch: Die Anschrift gehört nicht nur auf den Briefumschlag, sondern auch ins Anschreiben. Nur wegen der Bereitschaft einer Pressestelle bekam ich (beim Sportunterricht) einen ziemlich dicken Brief einer ziemlich bekannten Aktiengesellschaft mit ziemlich vielen Ansichtskarten.

Kaiser Friedrich: Zu hoffen bleibt, dass das Schicksal des mutmaßlich jungen Manns, der in Amerika sein Glück versuchte, einen besseren Verlauf nahm als das Schiff, auf dem er sich als Heizer verdingte, um die Passage zu finanzieren. Die Kaiser Friedrich erreichte 1898 New York erst nach sieben Tagen, statt der vom Norddeutschen Lloyd verlangten sechs Tage. Statt 22,5 Knoten betrug die Geschwindigkeit 17,7 Knoten. 1899 gab die Reederei das Schiff an die

Schichau-Werft in Danzig zurück. Sie wurde an die Hapag-Reederei verchartert, dann für mehr als zehn Jahre aufgelegt und danach an eine französische Reederei verkauft. Im Ersten Weltkrieg wurde sie als Hilfskreuzer eingesetzt und am 14. November 1916 versenkt. Die Schichau-Werft hatte übrigens in den Rechtsstreitigkeiten den Vorwurf erhoben, die Reederei habe ungeeignete Heizer eingesetzt, weswegen das Schiff die vereinbarten Geschwindigkeiten nicht erreichte habe.

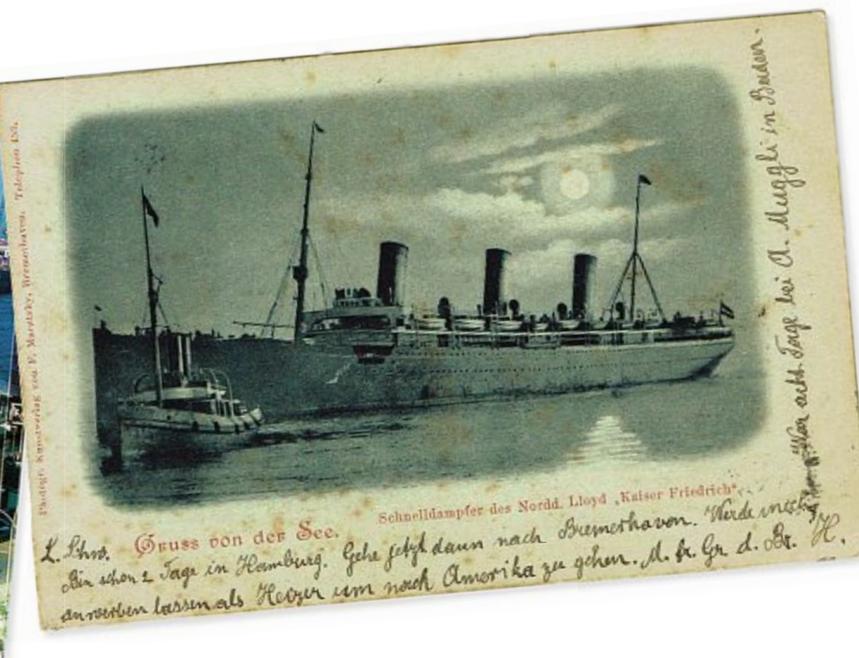
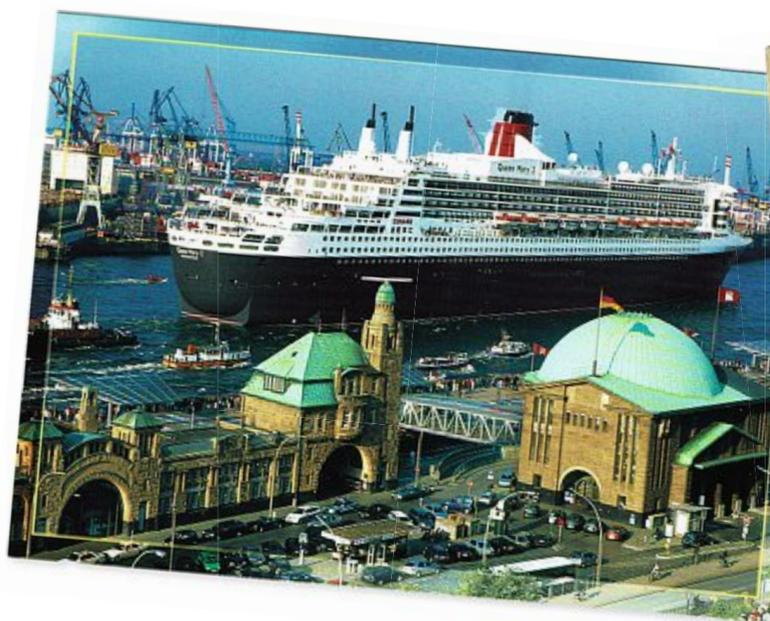
Cap Arcona und Wilhelm Gustloff: In den dreißiger Jahren waren sie beliebt: Die Cap Arcona (links hinten), eingesetzt als Linienschiff zwischen Deutschland und Südamerika, und die Wilhelm Gustloff, ein nach einem in der Schweiz operierenden Mitglied der NSDAP benanntes Kreuzfahrtschiff der Nazi-Organisation „Kraft durch Freude“. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs wurden sie zu Todesfallen. Am 30. Januar 1945 wurde die Wilhelm Gustloff von einem sowjetischen U-Boot in der Ostsee versenkt. Mehr als 9000 Menschen,

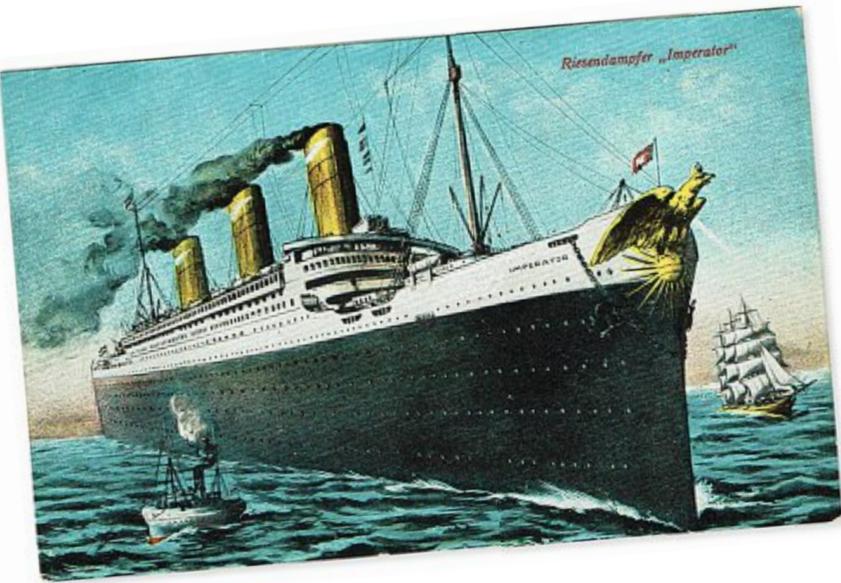
Flüchtlinge aus Ostpreußen, ertranken. Im Mai 1945, in den letzten Tagen des Kriegs, lag die Cap Arcona in der Lübecker Bucht. Tausende KZ-Häftlinge wurden auf dem Schiff gefangen gehalten. Wahrscheinlich in der Annahme, es handle sich um einen Truppentransporter, der Wehrmachtangehörige und SS-Leute in das neutrale Norwegen bringen sollte, wurde das Schiff von der britischen Royal Air Force bombardiert. Tausende Menschen ertranken, verbrannten oder wurden von Wachleuten erschossen.



Hamburg-Hafen - „Wilhelm Gustloff“ und „Cap Arcona“

Queen Mary 2: Schon die erste Queen Mary der dreißiger Jahre war etwas Besonderes – populär und groß und schnell. Auf Geschwindigkeit kam es nicht mehr an, als die Cunard Line ein zweites Schiff dieses Namens in Auftrag gab und vor 16 Jahren in Dienst stellte – nicht selten sogar auf der klassischen Route Southampton–New York. Und wenn sie, was ebenfalls nicht selten ist, in der Elbe auftaucht, ist quasi ganz Hamburg auf den Beinen.





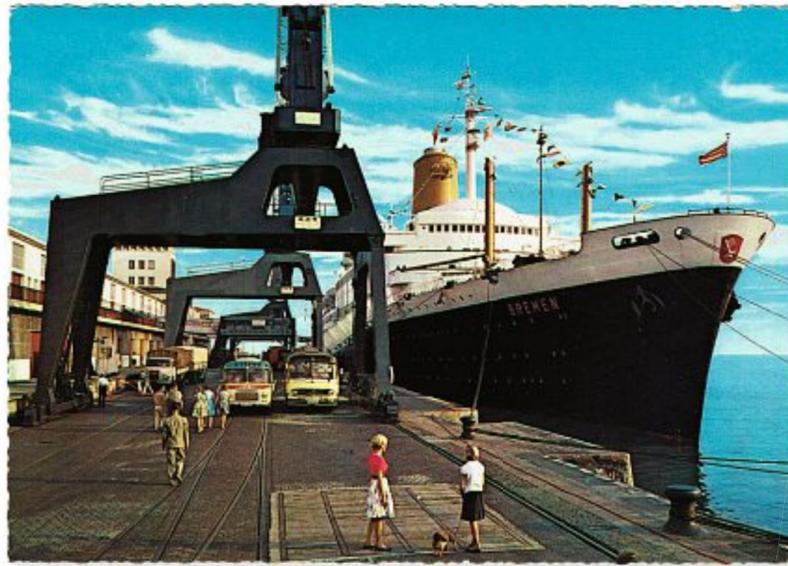
Imperator: Schiffsnamen sind weiblich – egal ob Segel-, Tank-, Kriegs- oder Passagierschiff. Also: die Santa Maria, die Bismarck, die Titanic, die Esso Deutschland, die Bremen, die Astor. Mindestens eine Ausnahme aber gibt es: den Imperator, 1913 gebaut für die Hamburg-Amerika-Linie Hapag. Als größtes Schiff der Welt. Drei Riesendampfer der Imperator-Klasse gab es. Größtmöglicher Luxus, in marktwirt-

schaftlich-nationalistischer Konkurrenz zur Titanic und ihren beiden Schwesterschiffen. Kaiser Wilhelm II. persönlich soll bei Albert Ballin, dem Generaldirektor der Hapag, gebeten haben, das Schiff mit einem männlichen Artikel zu versehen. Nach dem Ersten Weltkrieg war Schluss damit. Aus dem Imperator wurde reparationsbedingt die Berengaria, die unter britischer Flagge fuhr.

Titanic: Umständehalber gibt es von der Titanic vergleichsweise wenige Ansichtskarten. Die Postkartenverlage behielten sich mit einem Trick, gab es doch mit der Olympic ein fast baugleiches Schwesterschiff. Doch einen kleinen Unterschied gab es. Das Erste-Klasse-Promenadendeck

der Olympic war offen. Das vordere Promenadendeck der etwas jüngeren Titanic aber war geschlossen. Zu sehen ist hier also die Olympic, auch wenn Titanic draufsteht. Manchmal wurde einfach ein anderer Name auf die Karte gedruckt. Bisweilen wurde auch retuschiert.

Bremen: Viele Passagier- und Auswandererschiffe trugen diesen Namen. Stets war die Bremen etwas Besonderes – besonders groß, besonders schnell, besonders schick. So auch die Bremen, die vorher Pasteur hieß und unter französischer Flagge schon Besonderes geleistet hatte. Frankreichs Goldschatz wurde 1940 von der Pasteur vor den Nazis nach Kanada in Sicherheit gebracht. 1957 wurde das Schiff von der Reederei Norddeutscher Lloyd gekauft und umgebaut. Als Bremen wurde sie zu einem der Symbole des bundesdeutschen Wirtschaftswunders.



United States: Als die United States Anfang der fünfziger Jahre geplant und gebaut wurde, hatte die Passagierschiffahrt den Wettbewerb gegen das Flugzeug noch nicht verloren. Geschwindigkeit war noch ein Wert an sich. Mit 71 Kilometern pro Stunde konnte der amerikanische Liner den Nordatlantik durchqueren.

Wegen des Kalten Kriegs sollte er schnell zu einem Truppentransporter umgebaut werden können. Das Unterwasserschiff wurde daher zum Militärgeheimnis erklärt. Und tatsächlich: in einschlägigen Bildbänden gibt es keine Fotos, die die Schiffschraube oder das Ruder der United States abbilden.

karten der neuesten Tankschiffe. Die waren damals architektonische Schönheiten – elegante Aufbauten mitschiffs und hinten. Sie trugen auch schöne Namen, damals. Tina Onassis etwa oder Olympic Mountain, die es wiederum auch als Kartonmodell zum Basteln gab. Ansichtskartensammeln und Modellbau waren zwei Seiten einer Medaille.

Dem jugendlichen Sammler ging es – einstweilen – weniger um die Objekte selbst als vielmehr um deren Abbildung. Attraktiver als der Schulausflug mit dem Rheindampfer nach Königswinter waren für ihn die Ansichtskarten der Schaufelraddampfer, ob nun vor dem Dom zu Köln oder vor der Loreley. Den Grundstock hatte eine Freundin der Eltern gelegt: sechs Passagierschiffe. Die Stockholm, die United States und die Bremen waren dabei. Es sollte zur Obsession werden. Klarsichtküllen wurden gekauft. Ein Register wurde angelegt. Doppelte wurden getauscht. Das Suchen nach Geschäften und Kartenständen bestimmte die Dauer und die Routen von Spaziergängen. Verwandte, Freunde, Bekannte und auch Kollegen wurden eingespannt. Karten aus Amerika, Frankreich, Italien, Griechenland,

sogar aus Japan. Vom Bodensee und von den Alpenseen in der Schweiz und Österreich, wo man zu Zeiten der Doppelmonarchie noch eine Hochseeflotte hatte. Ich durchstöberte Hinterlassenschaften aus uralten Zeiten und stieß ins 19. Jahrhundert vor.

Die Wende in Deutschland und Europa eröffnete dem Erwachsenen neue Felder – auch in der DDR hatte es Sammlerengenossen gegeben. Kleinere Frachtreedereien hatten einst, vor dem Aufkommen der Containerschiffe, ihre Flotte auf Ansichtskarten zusammengestellt. Ostfriesische Fährschiffe, Schwergutfrachter, Autotransporter, Spezialschiffe wie Feuerlöschboote oder solche mit besonderer Vergangenheit: die Cap Anamur etwa, die einst vietnamesische Flüchtlinge im Südchinesischen Meer rettete. Über Ebay kamen Einzelstücke und Konvolute hinzu. Schließlich auch die Kreuzfahrtschiffe der Gegenwart, versehen mit Allerweltsnamen, gesichtslos, gewaltig groß und mittlerweile umstritten. Alles war und ist gefragt, sofern es der sogenannten christlichen Seefahrt zuzuordnen ist.

Herausragend aber waren und sind für mich die Motive der Riesendampfer ge-

blieben, wie sie früher hießen. Viele von ihnen schrieben Geschichte, als größte mobile Werke der Menschheit. Nicht die Schlachtschiffe, Flugzeugträger, Kreuzer oder Hilfskreuzer interessierten mich (das waren meist kleinere Frachter mit einem Geschütz am Bug und am Heck, die im Ersten Weltkrieg eingesetzt wurden), sondern vor allem die Passagier- und Auswandererschiffe aus der alten Zeit, ehe sie von den fünfziger Jahren an als Transportmittel vom Flugzeug abgelöst wurden. Wunderwerke der Technik mit großen Namen: Queen Mary und Normandie, Titanic und oft Bremen.

Immer luxuriöser wurden sie, immer schneller überquerten sie den Nordatlantik. Das schnellste Schiff auf dieser Route durfte den Ehrentitel Blaues Band tragen, der als Werbemittel erfunden worden war – wahrscheinlich von der britischen Presse. Ein einziges Mal nur flatterte es an einem Schiff, mehr als 30 Meter lang. Es war die Normandie aus Frankreich, als sie 1935 in New York einfuhr.

Auch im Wettstreit der Nationen spielten die Nordatlantik-Liner eine Rolle, vor allem bei den britischen und deutschen Reedereien vor dem Ersten Weltkrieg.

Kein Wunder also, dass ihre Abbildungen im Wert stiegen, auch wenn die entsprechenden Ansichtskarten keine Seltenheit waren. So attraktiv waren sie zu ihrer Zeit, dass auch zu Werbezwecken zumal in den Hafenstädten für ein großes Angebot gesorgt war, nicht nur von den Größten, Schnellsten und Schönsten, sondern auch von den kleineren Passagierschiffen, die nach Fahrplan verkehrten. Sie stammten aus der Zeit, in der das Versenden von Ansichtskarten jeweils fast einen Tag des Urlaubs in Anspruch nahm. Die Ansichtskarte war wie ein Kulturgut. Dem daheim gebliebenen Empfänger bot sie den Blick in die große weite Welt.

Und nun? Ende einer Ära zum Ende des analogen Zeitalters? Das digitale Zeitalter der Handy-Fotos und der Selfies fordert seinen Preis. Auf den Flohmärkten handeln nur noch Spezialisten mit Ansichtskarten. An den Häfen und Schiffsanlegern – ob am Tor zur Welt in Hamburg, in Köln am Rhein oder in Norddeich/Mole – ist die Auswahl überschaubar. An den St.-Pauli-Landungsbrücken ist nur noch die Queen Mary 2 im Angebot der Neuigkeiten geblieben. Oder Reprints. Aber die zählen nicht.



Rheinpanorama: Wie Köln einst noch so geschrieben wurde! Auf dem Bild: Köln und Köllen. Rückseitig auf dem Poststempel von 1915: Cöln. Vor knapp 200 Jahren begann die Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Die Reedereien aus Köln und Düsseldorf sollen ihren Konkurrenzkampf sogar so austragen haben, dass sie sich gegenseitig rammten – ehe sie sich 1853 zur Köln-Düsseldorfer zusammaten. Hehre Namen bekamen die Schiffe, die den Lauf der Zeiten spiegeln: Concordia, Kronprinz von Preussen, Lohengrin, Vaterland, Kaiser Wilhelm, Borussia, Frieden, Goethe, Berlin, France, RheinEnergie. Aus aktuellem Anlass wurde der Saisonstart 2020 auf den 1. Mai verschoben. Erst einmal.



Völkerfreundschaft: Auch die DDR wollte ein Wirtschaftswunderschiff. Es hieß Völkerfreundschaft und wurde als Kreuzfahrtschiff des FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) zwischen 1960 und 1985 eingesetzt. Da hatte das Schiff schon eine lange Geschichte hinter sich. Kurz nach dem Krieg hieß es Stockholm – ein ziemlich schicker Neubau einer schwedischen Reederei. Weltberühmt wurde

die Stockholm 1956. Auf offener See ramnte sie die italienische Andrea Doria. Unter der Beobachtung von Dutzenden herbeigeflogenen Kameras sank das italienische Schiff nach elf Stunden. Die zerbeulte Stockholm fuhr ins nahe New York. Auf der Stockholm kamen bei dem Zusammenstoß fünf Personen ums Leben, auf der Andrea Doria 46. Mehr als 1600 wurden gerettet.



Once upon a time in WEILMÜNSTER

Rudi Czech war Filmplakatemaler im ältesten Kino Hessens. Eine Geschichte über die Boomjahre des Kinos in Deutschland nach 1945.

Von Joachim Bessing, Fotos Frank Rumpenhorst

Bei „Bares für Rares“ wurde neulich eines seiner Werke versteigert. Herr Czech, der in diesem Jahr 94. Geburtstag feiern wird, kann sich nicht mehr genau an den Preis erinnern, den das handgemalte Kinoplatkat aus den fünfziger Jahren erzielt hat. 2400 Euro, meint er. „Mehr!“, sagt Herr Schäfer senior, an 2600 kann sich dessen Sohn Schäfer junior noch erinnern. Herr Czech hingegen, der einst Tausende solche Plakate im Format zwei mal vier Meter gegen Stundenlohn in Kaseintempera auf echtes Nesseltuch gemalt hat, ist das alles recht. Es ist im Grunde nicht zu fassen.

Wie so vieles in seinem Leben, das ihn von außen betrachtet – oder wie es in der Filmersprache hieß: aus der Totale – durch eine Folge von Glücksfällen zum Beruf des Filmplakatmalers geführt hatte. Obwohl er eigentlich Lehrer werden wollte. Schauen wir näher hin, gehen wir also ins sogenannte Close-up, wird es in der Nachkriegszeit vielen jungen Menschen Anfang 20 so oder so ähnlich wie Rudolf Czech ergangen sein: Man musste halt nehmen, was kommt.

Wenn in diesen kritischen Tagen die Jahre nach 1945 als Vergleich für eine Zeit des Aufbaus herangezogen werden und sich viele Deutsche nur noch anhand von Fernsehfilmen eine Vorstellung von dieser Zeit machen können, lohnt es sich, einem Protagonisten jener Aufbaujahre zuzuhören. Vor allem, wenn es sich um einen unterhaltsamen Menschen mit filmreifer Lebensgeschichte handelt, die dazu noch viel über die von Hand gestrickten Boomjahre des Kinos in Deutschland erzählt. Auch wenn das hessische Taunusgebirge in punkto Legende nicht an die Hügel von Hollywood heranreichen mag, beginnen wir mit einem „Once upon a time in Weilmünster“.

Hier, in einem zeitgenössischen Anbau des dienstältesten Kinos in Hessen, sitzen die Herren Schäfer junior und senior mit Rudi Czech, der gleich nebenan wohnt. Und zwar noch immer in dem Haus, in dem einst seine Eltern Fuß fassen konnten, in der kleinen Gemeinde am Hügel, damals vor allem bekannt für ihre Nervenheilanstalt. Wieso wurde ausgerechnet hier in Weilmünster ein Teil der deutschen Kinogeschichte geschrieben?

Es liegt an einer Eisenbahnlinie und einem Viadukt über das Tal, also einer Verbindung zur Außenwelt, die es längst nicht mehr gibt. Selbst Busse fahren Weilmünster heute nur selten an. Wie vielerorts in der Provinz geht nichts ohne Individualverkehr. Die Herren Schäfer, mittlerweile Betreiber des Kinos, haben früher, in der Ära fossiler Brennstoffe, ihr Geld mit Autohäusern gemacht. Durch einen Umbau wurde die Gastwirtschaft des 1899 erbauten „Haus Buchholz“ modernisiert und erweitert. Bloß noch im Kinosaal ist ein historischer Hauch zu spüren. Das liegt vor allem an den im Foyer ausgestellten Plakaten von Czech, der in den goldenen Zeiten der deutschen Filmindustrie in einem angegliederten Ateliergebäude malte, das im Zuge des Umbaus abgerissen wurde.

Rudi Czech ist zwar Vorsitzender des Heimatvereins von Weilmünster, aber geboren wurde er 1926 in der ehemaligen Tschechoslowakei, im sogenannten Sudetenland. Wie sein Bruder wurde er vor seinem Abitur eingezogen und als Luftwaffenhelfer verwendet. Im Lager

für Kriegsgefangene in Bad Kreuznach hatte er zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder Glück, als er dort unter den 180.000 Mitgefangenen seinen Bruder wiederfand. Gemeinsam überstanden sie die Zeit vom Beginn ihrer Gefangenschaft im April 1945 bis zum Tag ihrer Entlassung, dem 1. August im selben Jahr.

„Ich hatte während meiner Gefangenschaft nicht eine einzige Stunde lang ein Dach über dem Kopf. Ich hatte noch immer meine einzigen Kleidungsstücke an, die ich schon als Soldat getragen hatte. Es gab keine Zelte. Geschlafen wurde unter freiem Himmel.“

Zur Zeit ihrer Entlassung befanden sich die Brüder in einem Lager in Bingen am Rhein. Als Sudetendeutsche wurden sie nicht zur Arbeit in französische Bergwerke geschickt, sondern auf freien Fuß gesetzt. Sie überquerten den Rhein und versuchten sich bis in ihre alte Heimat durchzuschlagen. Sie kamen bis nach Eger im Grenzgebiet, heute Cheb. Man warnte sie vor den russischen Truppen, die das Gebiet hinter Pilsen besetzt hatten: Von dort aus, so hörten die jungen Männer, gehe es direkt nach Sibirien. „Wir kehrten um und wanderten ziellos durch Deutschland. Das Land sah furchtbar aus.“

Am völlig zerstörten Schweinfurt vorbei kamen sie bis Herzogenaurach. „Damals bekam man jeweils nur die Aufenthaltsgenehmigung für einen Tag. Man bekam dann Lebensmittelkarten, um sich Brot zu kaufen. Das war immer schwierig. Wir waren ja nicht alleine unterwegs, das waren Tausende, die ständig unterwegs waren.“ Bei einer Rast auf einem Mäuerchen wurden die Brüder von einer Frau angesprochen, die sie zu sich nach Hause einlud, zum Mittagessen: „Sie sagte: Es gibt aber nur Potacken mit Quark. Den Satz werde ich nie vergessen. ‚Potacken‘, das war fränkischer Dialekt.“

Besagte Fränkin war die Ehefrau von Rudolf Dassler. Das war noch vor dem großen Familienkrach der Brüder Dassler, nach dem Rudolf mit Puma seiner Wege zog und Adolf mit Adidas. Die Dasslers waren aber damals auch schon große Arbeitgeber in Herzogenaurach und hatten dementsprechende Beziehungen. Sie vermittelten die Brüder Czech als Lehrlinge an ein Bauunternehmen der Familie Kurr, die eine Art frühen Mischkonzern hatte, zu dem unter anderem eine Mühle und eine Bäckerei gehörten. Die Czechs lernten das Handwerk des Mauerns und Zimmerns. Der Stundenlohn betrug 30 Pfennig. Und jeden Samstag bekam man dazu noch drei Pfund Brot. „Das war frisch gebacken. Man hatte die Gier, sofort hineinzubeißen.“

Zufällig lernte Rudi Czech einen „halben Tschechen“ kennen, der in die alte Heimat schreiben durfte, um sich nach dem Schicksal der Eltern zu erkundigen. Sie erfuhren, dass sie über Furth im Walde in den Westen ausgewiesen worden waren. Der Transport ging nach Weilmünster. Die Brüder unterbrachen ihre Lehre und reisten mit einem Güterzug, der Kohle geladen hatte, in den Taunus. Und in dem kleinen Haus am Hang, in dem Herr Czech auch heute noch wohnt, damals schon in der Nachbarschaft zu einem Wirtshaus mit Kinobetrieb gelegen, kam es dann endlich zur Wiedervereinigung der Familie Czech.

Obwohl sein Vater wieder Arbeit gefunden hatte in seinem alten Beruf als Bautechniker und in den Jahren



In der Nachkriegszeit versprochen Kinos eine bessere Zukunft. Und Rudi Czech arbeitete mit an der schönen Illusion.

des Wiederaufbaus eine Ausbildung zum Maurer und Zimmermann stabile Zukunftsaussichten versprach, verschlug es Rudi Czech ins künstlerische Fach. Er wurde Kinoplatkatmaler.

Das hatte weniger mit dem Kino in der Nachbarschaft zu tun als mit dessen Betreiber, Fritz Buchholz: einem von fünf Kindern aus der Gastwirtsfamilie und bislang immer deren schwarzes Schaf – an den Maßstäben einer nationalsozialistisch geprägten Gesellschaft gemessen. Die gab es nun nicht mehr. Seine Brüder, begeisterte Nazis, waren von den amerikanischen Besatzern des Ortes verwiesen worden. Gasthof und Kino waren als Truppenquartier in Beschlag genommen. Da Fritz Buchholz als einziger in der Familie kein Parteimitglied geworden war, wurde er nach dem Abzug der Amerikaner von seinen Geschwistern dazu gedrängt, die Führung des Familienunternehmens zu übernehmen. Ein paar Plakate brachte er mit aus Auerbach, wo er vor dem Ausbruch des Krieges mit seiner Frau schon mal ein Kino betrieben hatte. „Kino war damals der Ort, wo alle hin konnten“, sagt Rudi Czech. „Es gab ja kaum andere Lustbarkeiten. Im Kino konnte man sich für billiges Geld ein bisschen zerstreuen. Und niemand ist auf Kredit ins Kino gegangen. Das war der große Vorteil für die Betreiber.“

Fritz Buchholz, sein Nachbar in Weilmünster und bald auch schon sein Chef, hatte zudem eine Methode gefunden, diesen Vorteil noch weiter auszubauen, heute würde man sagen: Er hatte sich breit aufgestellt. Noch in den Vorkriegsjahren hatte er eine Firma gegründet, eine

Gesellschaft zur Produktion und zum Verleih von Filmplakaten. Die Idee dazu war ihm Anfang der zwanziger Jahre gekommen, als 1923 ein Autorennen von Bad Homburg durch den Taunus veranstaltet worden war. Für dieses Rennen, das auch durch Weilmünster geführt wurde, waren 85 Kilometer Strecke mit Schutzzäunen verkleidet worden. Die waren an den publikumsträchtigen Stellen mit Bandenwerbung versehen worden. Fritz Buchholz, damals 23 Jahre alt und Hedonist, hatte sich, ohne das hierfür notwendige Geld zu besitzen, einen französischen Sportwagen bestellt, um an dem spektakulären Rennen teilzunehmen. Allerdings kam er noch nicht einmal bis nach Weilmünster, er baute seinen Unfall schon vorher. Sein Wagen, noch nicht bezahlt, war schrottreif. Der Vater wurde für den entstandenen Schaden haftbar gemacht, immerhin 16.000 Mark. Er verstieß seinen Sohn Fritz, den Rudi Czech einen leichten Vogel nennt, aus dem Haus und behielt den Bann bis zu seinem Tod im Jahr 1946 bei. Heimatlos geworden, zog Fritz Buchholz mit einem Wanderkino übers Land. Die strahlenden Gesichter auf den Plakaten der Bandenwerbung entlang seiner Schmachstrecke behielt er im Hinterkopf.

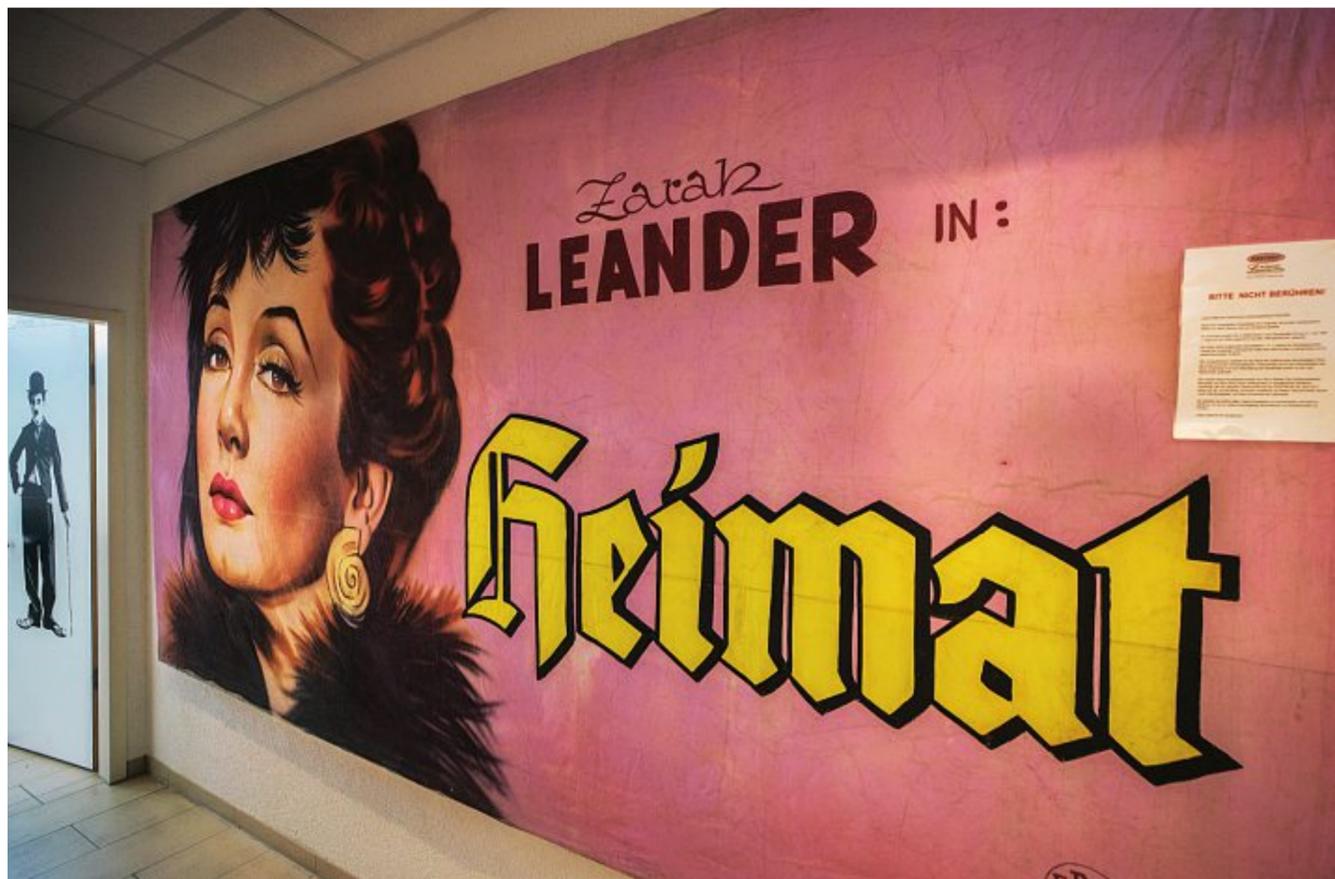
Dann kam der Krieg. Auch Fritz Buchholz wurde eingezogen und überlebte. Bis der unversöhnliche Vater gestorben war und er endlich zurück nach Weilmünster konnte, ließ Buchholz sich in Bensheim-Auerbach nieder, wo er die Kunststudenten aus dem nahen Worms mit billigem Wein bewirtete – und bald auch Plakate für sich malen ließ. Weil andere Kinobesitzer Interesse an seinen

Plakaten bekundeten, verließ er diese gegen Gebühr. Bald hatte er daraus dank der kostengünstig malenden Studenten ein starkes Nebengeschäft entwickelt: Der Filmplakatverleih war geboren. Weil damals, und nicht nur in der Filmwirtschaft, Abkürzungen in Mode waren: FPV.

In dieser Zeit, in der so gut wie alles möglich war, weil es kaum noch etwas gab, das gegen irgendetwas sprechen konnte, wurde Rudi Czech als Filmplakatemaler angeheuert. Ganz einfach aus Personalmangel. Sein Freund, der Sohn des Bahnhofsvorstehers Loew, hatte schon vor ihm bei Buchholz angefangen. Und auch ein gewisser Herr Löhrlke, ehemaliger Soldat, folgte dem Ruf zu den Pinseln. „Komischerweise haben sich die Leute irgendwie zusammengefunden“, sagt Czech. „Ich hatte zuvor noch nie gemalt. Aber wir hatten alle Talent. Wir malten nach den Vorbildern der Plakate, die Buchholz aus Auerbach mitgebracht hatte. Und so hat sich das langsam entwickelt. Auf dem Höhepunkt hatten wir 850 Kunden im deutschsprachigen Raum. Wir haben auch ins Elsass geliefert, nach Belgien und Holland.“ Und: „Die einzige Konkurrenz zum FPV war die Familie Bohn in Karlsruhe. Die haben aber ein anderes Format als wir benutzt.“

Die standardisierten Formate des FPV kann Rudi Czech noch immer auswendig: 125 mal 300 und 150 mal 300. Später auch 200 mal 400, alles in Zentimetern gemessen, wie man das auch heute noch von der Fachsprache des Kunsthandels und der Restauratoren kennt. Aber Czech und seine Kollegen haben sich nie als Künstler verstanden. Es ist auch keiner von ihnen jemals mit Baskenmütze und





Von hier aus nach ganz Deutschland: Die Filmplakate wurden per Zug zu den Lichtspielhäusern gebracht.

Rotweinflasche unter dem Arm durch Weilmünster flaniert. Die kleine Künstlerkolonie im Anbau des Wirtshauses lud zwar einmal im Jahr zu einem Atelierfest, bei dem es Wein aus dem Buchholzischen Keller umsonst gab, aber für den Rest des Jahres nannte man den Malersaal dann wieder Werkstatt. Ganz bescheiden.

Dabei waren die Arbeitsbedingungen in den fünfziger Jahren für Künstler und Kunsthandwerker auf der ganzen Welt noch ziemlich ähnlich, von Stars wie Picasso abgesehen. Ein flächendeckendes Interesse am Lebensstil der Künstler und die voyeuristische Lust an der Preisentwicklung ihrer Werke gab es noch nicht. Rudi Czech beschreibt die damalige Arbeit so: „Zuerst wurden die groben Umrisse des Schauspielers auf die Leinwand projiziert. Eventuell hat man sich dann noch die Buchstaben der Schriftzüge skizziert. Man hat zuerst die Schrift gemacht. Die wurde ausgefüllt mit der gewünschten Farbe, und danach erst wurde der Hintergrund gemacht. Wir hatten einen Mann, der nur die Darstellernamen geschrieben hat. Das brauchte ich dann nicht mehr selbst machen. Ja, und dann hat man angefangen zu malen. Mit dem Pinsel. Ohne Palette. Die Palette war der Farbtopf. Für Nuancen benutzte man einen Kasten, in dem man sich ein bisschen was zurechtrühren konnte. Es war recht primitiv. Sind aber recht gute Ergebnisse dabei herausgekommen.“

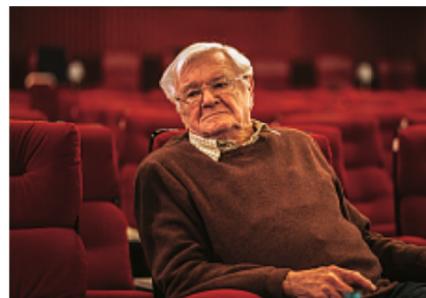
Das kann man wohl sagen! Im Wesentlichen ging es ja auch darum, an jedem Tag den letzten Zug zu erwischen, der den Bahnhof von Weilmünster in Richtung Restdeutschland verließ. Die Plakate waren schließlich Terminware, die zum Start eines verliehenen Films gebraucht und erwartet wurde. Da also die Fahrpläne von Verleihfirmen und Bundesbahn feststanden, gab es für die Künstler im Atelier des FPV keine Chance auf Bohème: „Der Arbeitstag war folgendermaßen: Morgens ist man ins Büro gegangen und hat sich die Unterlagen geholt, also was zu malen war. Damals mussten die Filme mindestens sechs Wochen vorher gebucht werden. Von daher wussten wir im Vorhinein, welches Kino wo was wann spielen würde. Und da es nur wenige Kopien von den Filmen gab, gab es auch nur wenig Konkurrenz. Später änderte sich das. Von einem Hit wie ‚Grün ist die Heide‘, den damals 16 Millionen Kinobesucher sahen, wurden vergleichsweise viele, nämlich 60 Kopien gemacht. Gemessen an Deutschlands Größe

Once upon a time in WEILMÜNSTER

scheint das wenig, aber wir lieferten unsere 60 Plakate damals bis in den Bayerischen Wald.“

Wie Rudi Czech, sonst überhaupt kein Nostalgiker, die Worte in diesem Titel ausspricht, „Grün ist die Heide“, wirkt das bei ihm selbst wie ein Zauberspruch. Sein Gesicht fängt an zu leuchten: „Das war der Film schlechthin in den fünfziger Jahren. Man ging ins Kino mit der späteren Freundin, händchenhaltend. Da gab es Ströme von Tränen, es musste getröstet werden – beste Voraussetzungen für ein Liebespiel. Der Eintritt hat 80 Pfennig gekostet. Am Tag der Währungsreform, wo jeder nur 40 Mark bekam, waren acht Leute im Kino – enorm! Für mich war Kino damals die Zukunft schlechthin.“

Das änderte sich leider. In den späten sechziger Jahren wurde in Weilmünster der Siebdruck eingeführt, mit dem sich das Geschäft noch einmal beleben ließ, aber 1970 geschah das Unfassbare: Die Bahnverbindung von und nach Weilmünster wurde endgültig eingestellt. Von da an hätte man die Plakate erst bis zum nächsten Bahnhof schaffen



Blickt zurück auf ein filmreifes Leben: Rudi Czech

müssen, um sie von dort ins Bundesgebiet zu verfrachten. Das lohnte sich nicht mehr. Auch deutete sich zu dieser Zeit ein flächendeckendes Sterben der eigentümergeführten Kinos an: „Die Kinobesitzer waren älter geworden. Die konnten die Plakate nicht mehr aufhängen.“ Die damals aufkommenden Discountmärkte der HL-Gruppe boten den Kinobesitzern derweil glänzende Konditionen zur Ablöse ihrer Immobilien.

„Wir hatten einen Kunden in Mainz, dessen Kino wurde zu einem der ersten HL-Läden in Hessen gemacht. Ich fuhr da hin, das war ein älteres Ehepaar, die beiden waren schon 70. Die Firma HL hatte ihnen 4000 Mark im Monat als Miete angeboten. Dagegen standen bei denen die Tageseinnahmen von zuletzt 70 Mark. Denen konnte nichts Besseres passieren! Der Sohn war Elektroingenieur, wollte die Firma aber nicht übernehmen. Das war ein schönes Kino, aber was für HL entscheidend war: Ein Parkplatz gehörte dazu.“

Am Ende dieser Legende aus Weilmünster kommt es dann so, wie man es sich nicht filmreifer ausdenken könnte: Die Maler um Rudi Czech malten keine Kinoplakate mehr, sondern Werbetafeln für Obst und Gemüse, Wurstwaren und Käse, die in den ehemaligen Kinos über den Regalen aufgehängt wurden, um für die Waren in den HL-Märkten zu werben.

„Das war ja ein Discounter, der mehr oder weniger bloß die Ware ausgepackt und in Regale geräumt hat.“

Und das war das Ende? Nein, noch nicht ganz. „Hier, wo wir jetzt sitzen, war damals die Weinstube“, sagt Rudi Czech. Und Herr Schäfer, der hier heute noch immer ein Kino betreibt unter dem historisierenden Namen „Pastori, das Lichtspielhaus“ greift zu seinem Mobiltelefon, das einen startenden Rennwagen nachahmt, wenn ein Anruf eingeht. Er zeigt Rudi Czech ein paar Aufnahmen, die er neulich von seinem Ferienhaus am Tegernsee gemacht hat – mit der Kamera in diesem Mobiltelefon. Und die er, auch davon gibt es jetzt Aufnahmen anzuschauen, sich auf Leinwand hat ausdrucken lassen, „für kleines Geld“.

Rudi Czech betrachtet die Abbildungen der Drucke auf dem leuchtenden Schirm. Er fragt Schäfer junior nach den gezeigten Formaten. „Für mich ist immer noch erstaunlich“, sagt er, „dass wir aus dem Nichts heraus etwas erschaffen haben.“ Dann geht er heim. ◀



EasyMe No. 04

Original
hand knotted Persian weave
sandbläst
100 % wool

Berlin

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+ 49 (0)30 30 87 54 47
info@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de



Jumpsuit und Sandalen von Issey Miyake

Es sollte nach Oberammergau gehen, zu den Proben für die Passionsspiele. Die Kleider waren bestellt, das Model war gebucht, Stylistin Evelyn Tye und Fotografin Yavidan Castillo waren auf alles vorbereitet. Nur nicht auf Corona. Die Proben wurden abgesagt, die Passionsspiele werden verlegt, und am Abend, bevor es losgehen sollte, schloss der französische Präsident die Grenzen. Also sagten wir die Reise von Paris nach Oberammergau ab. Stattdessen ging es ins fünfte Arrondissement, wo noch Ruinen aus Römerzeiten zu finden sind. Die Cluny-Thermen sind Überreste eines antiken Bades. Und die Arena von Lutetia ist das älteste erhaltene Bauwerk in der französischen Hauptstadt. Unser Team ging also mit der Metro auf eine schnelle Zeitreise mit aktuellen Entwürfen, die an römische Togen oder eine antike Göttin denken lassen – oder auch an die frühen Christen in Paris. (F.A.Z.)



Tunika aus Interior-Stoff von Philippe David Sas, Plateausandalen von Issey Miyake

KARSAMSTAG



Kleid von Agnona,
Sandalen von
Christian Dior

KARLSAMSTAG

Kleid und Sandalen
von Jil Sander,
Ring von Goossens





Kleid aus Bomberjacke, Rock und Halskette von Marine Serre Haute Couture Red Line

KARLSAMSTAG

Kleid, Sandalen und Ohrringe von Valentino; Manschettenarmband von Elie Saab





Kleid mit Poncho und Schuhe von Burberry

KARBSAMSTAG

Kleid, BH, Pantie, Gürtel und Sandalen von Christian Dior

Fotografin: Yavidan Castillo
 Styling: Evelyn Tye
 Model: Estelle Girard (Marilyn Agency Paris)
 Produktionsassistentz: Maika Vera, Pierric Antoine
 Stylingassistentz: Alyson Sillon
 Fotoassistentz: Nathan Zaoui
 Dank an: Alejandro Tye
 Fotografiert am 15. März 2020 in Paris



Über Markus Söder und andere Politiker:

„Vom Sound her macht Söder mittlerweile einen auf Familientherapeut, aber der Blick ist immer noch Shrek.“

„Ich würde es mir als Markus Söder nicht antun, Kanzlerkandidat zu machen. Je älter ich werde, desto eher erkenne ich den Vorteil einer stabilen 1b-Position. Ich würde da vorne einen strampeln lassen und aus dem unglaublich gesicherten München, wo wirklich die Tausender aus dem Helikopter regnen (. . .), ab und zu mal hilfreiche Vorschläge machen.“

„Was bei Söder schwierig wird, ist das schütter werdende Deckhaar. Man sieht es natürlich, wenn er in Koalitionsverträgen nachguckt, dann haut das Licht da oben rein. Ich kenn' das von mir, deswegen spreche ich frei, ich lese nichts nach.“

„Wenn ich Thomas Strobl, den Schwiegersohn von Wolfgang Schäuble, höre, denke ich mir oft: Ach Gott, was sagt jetzt der Schwiegervater? Sei doch einfach leise, halt doch einfach die Gosch.“

„Wer ist Laschet?“

„Ich stelle fest, dass viele Live-Kommentatoren, wenn sie Röttgen meinen, Rüttgers sagen. (. . .) Röttgen kommt optisch gut rüber, er ist clever, könnte sein, dass die Leute sagen: Ach, dieser ganze Merz, und den Laschet kenn' ich auch schon, und Jens Spahn find' ich toll, aber ich will keinen Münsterländer als Bundeskanzler: Ich wähle Norbert Rüttgers. Oder Jürgen Blüm. Es ist ja wissenschaftlich erwiesen, 30 Prozent der Leute wählen bei der Wahl was anderes als sie denken, weil sie die Wahl nicht kapieren oder glauben, Olaf Scholz wäre in der CSU oder so . . . Ich würde nicht sagen, dass Röttgers ohne Chance ist.“

„Wie heißt der Kleine von Natalia Wörner? Heiko Maas! Der profilierteste Linksträger der internationalen Politik (. . .), alle zwei Minuten ein anderes enges Höschen. Er guckt immer so, als ob er nicht fassen könnte, dass er mit aufs Foto darf.“

„Wenn du Tiefe antäuschen willst, geh zu Lanz“

Harald Schmidt über Politik, Medien, Arbeit, Gott und die Welt

Als die Welt sich im Jahr 1996 vor BSE fürchtete, war es Harald Schmidt, der mit seiner Aktion „Rinder gegen den Wahnsinn“ (samt Solidaritätsschleife) zeigte, wie man sich gegen eine solche Bedrohung stemmt – und sie besiegt. Selbst uralte Sendungen von Schmidt wirken heute noch sehr aktuell. Um wie viel mehr dürfte das für ein Gespräch gelten, das Timo Frasch mit ihm am

21. Februar 2020 in der Stadtbücherei Augsburg geführt hat. Anlass war die Vorstellung von Fraschs Buch „Sie stellen mir Fragen, die ich mir nie gestellt habe. Männergespräche“. Aber es ging natürlich um alles. Wer nun also im Homeoffice, wo der Chef weit weg ist, ein bisschen Zerstreuung sucht, der schließe „Pornhub“ und lese stattdessen diesen Harald Schmidt.

Über unsere Zeit:

„Am Montag war ich in Hamburg, steh' im Hotel mit 50 Rentnern, die auch auf den Lift warten. Eine Gruppe aus dem Harz, die abends Karten für die Elbphilharmonie hatte. Ich sage: Oh, das ist aber toll, Konzert in der Elbphilharmonie, was hören Sie denn da? – Uh, da fragen Sie mich was! Dann zeigen die mir die Karten: Berliner Philharmoniker, Kirill Petrenko. Absolute Weltklasse, gibt nichts Besseres zur Zeit. 190 Euro die Karte. Ist ok. Am nächsten Morgen treff' ich die wieder beim Frühstück. Da sag' ich: Na, gestern Abend, wie war's? – Laut! Von den Nachbartischen: Ja, es war laut! Das finde ich sensationell, man hat das Beste, was es zur Zeit gibt, und die einzige Reaktion ist: laut! (. . .) Das wäre mal was für die empfindsamen Damen in der F.A.Z.: Sind die Berliner Philharmoniker zu laut?“

Über die F.A.Z. und andere Medien:

„Wir älteren F.A.Z.-Leser erinnern uns gern an Johann Georg Reißmüller, der ganze CDs aufgenommen hat mit DDR-Songs. Ich hab' die CD, da geht richtig die Post ab: Die Partei, die Partei, die hat immer recht. In Bayern nichts Ungewöhnliches.“

„Früher war es im F.A.Z.-Wirtschaftsteil so, dass man bei der Überschrift immer Bezug zum Produkt genommen hat. ‚Paulaner-Aktie schäumt‘ oder so.“

„Im WDR wurde um zehn Uhr morgens ein Cognac getrunken, weil es beim Griechen so fett war am Abend vorher.“

Über seinen Job:

„In den meisten Vorstellungen bei mir behalten die Leute den Anorak an, weil sie eh weg müssen.“

„Eine schauspielerische Meisterleistung von mir: Interesse zeigen am Gesprächspartner.“

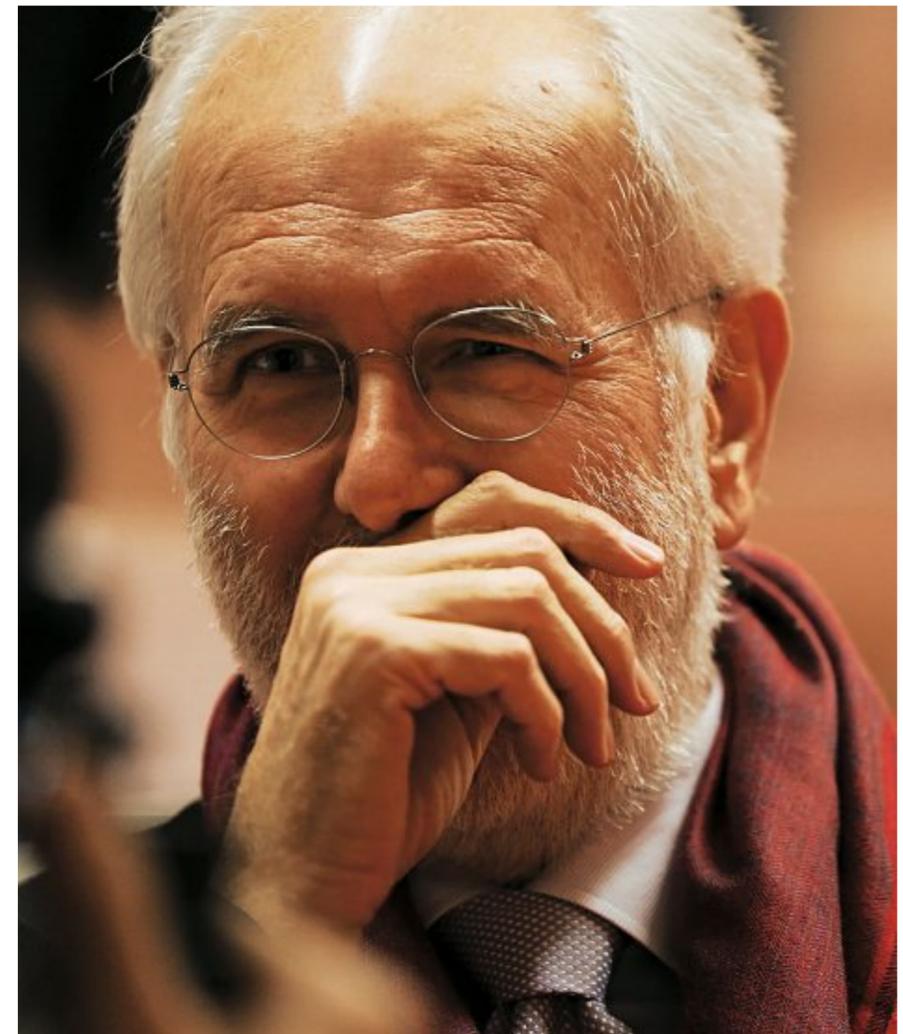
„Mit die besten Interviews waren mit Helmut Berger, in denen es um überhaupt nichts ging. Der besteht einfach nur aus Bewegungen und Geräuschen.“

„Wenn du Tiefe antäuschen willst, geh zu Lanz, aber lass mich in Frieden.“

„Gut als Gast war auch jemand wie Barbara Schöneberger. Der haben wir eine Viertelstunde vor der Sendung gesagt: Pass mal auf, Babsi, das richtige Kleid hast du schon an. Ist auch ein wichtiger Faktor. Es kommen wirklich Künstlerinnen, die sind bekannt, weil sie einfach kräftige Lungenflügel haben. Genau aus diesem Grund werden sie eingeladen. Die kommen in einem knöchellangen Wollkleid, die sind da für den Film ‚Reib mir Pudding auf die Brüste‘, weil sie auch nie im Leben etwas anderes gedreht haben – und sagen dann: Sprich mich bitte nicht da drauf an, meine Schwester und ich machen jetzt ein Kinderbuch. (. . .) Babsi Schöneberger haben wir 15 Minuten vor der Sendung gesagt, heute alles auf Französisch – überhaupt kein Problem.“

„Ich habe ja auch Samantha Fox an die Brust gefasst, das wäre alles heutzutage . . . Sie würden die Bewegung ansetzen und wären schon im Knast.“

„Keine Ansprüche gestellt haben: Prince, David Bowie, Iggy Pop, Tom Hanks. Ansprüche gestellt haben: Uschi and the Muschis featuring DJ Bippi . . . Prince hatte nur eine Bedingung: Er will nicht angesprochen werden. Was mir aber sensationell recht war, weil, was soll ich ihn fragen? Mr. Prince, your composition is very . . . Er kam, er saß bei den Technikern in so 'nem Lagerraum, hatte irgendwie so eine alte Decke über den Knien. Zirpte so auf seiner Gitarre rum. Dann ging er rein zur Probe, die Band natürlich absolute Weltklasse (. . .), spielte sofort mit ohne Einzahlen. Dann flüsterte er. Was war los? Er findet es hier gut, er spielt zwei Songs! So, und jetzt müssen Sie natürlich das Fernsehgeschäft kennen. Ich war mein eigener Produzent, ich sagte, großartig, Prince spielt zwei Songs. Das heißt aber nicht, dass nicht der Redakteur des Senders kommt und sagt, du, wir haben da doch noch den Programmhinweis auf das Müttergenesungswerk, und dann haben wir ja noch die Schalte nach Bad Wörishofen, wo Tina Hassel Fußpilz bekämpft. Da müssen Sie natürlich dann auch wieder mal die wichtigsten Methoden von Stalin kennen, um mit diesem Mann zu reden. Prince sagt, er will zwei Songs spielen, Prince ist



überhaupt da, und du wagst es, überhaupt Luft zu holen, mein Sohn? Shakespeare: Schaff ihn fort und weint um ihn.“

„Wenn ein Schauspieler jahrelang Shakespeare, Goethe und Schiller auswendig lernt, glaubt er, das wären seine Gedanken. Dann wird es ganz finster. Deswegen: Shut up and be beautiful.“

„Wenn Sie auf (meiner) Frequenz segeln wollen, können Sie sich von Kritik nicht allzu sehr beeinflussen lassen. Sie müssen auch den Satz ‚Der ist ja das Letzte‘ als Zustimmung empfinden.“

Das Gespräch ist nachzuhören über den F.A.Z.-Podcast „Am Tresen“: www.faz.net/lamtresen

Harald Schmidt, geboren 1957, ist Schauspieler, Kabarettist, Entertainer. Die letzte „Harald Schmidt Show“ lief 2014. Links ist er mit Timo Frasch zu sehen, dem Bayern-Korrespondenten der F.A.Z., der ihn auf Einladung der Buchhandlung am Obstmarkt in der Stadtbücherei Augsburg interviewte.

Fotos Mercan Fröhlich



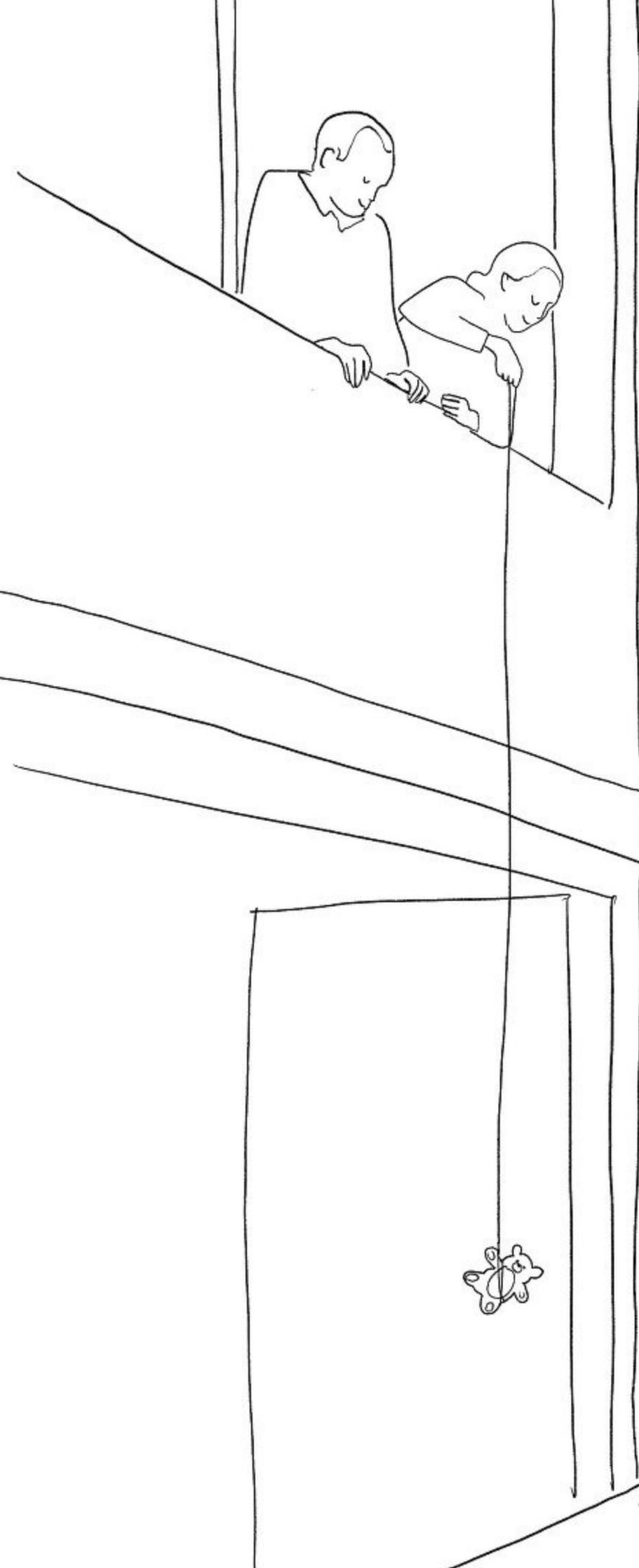
Hinter diesem Label steckt immer ein exzellentes Design.

Entdecken Sie die Gewinner des German Design Award 2020 online unter www.german-design-award.de/FAZ.

Der German Design Award 2021 startet jetzt.

#designcounts
german-design-council.de





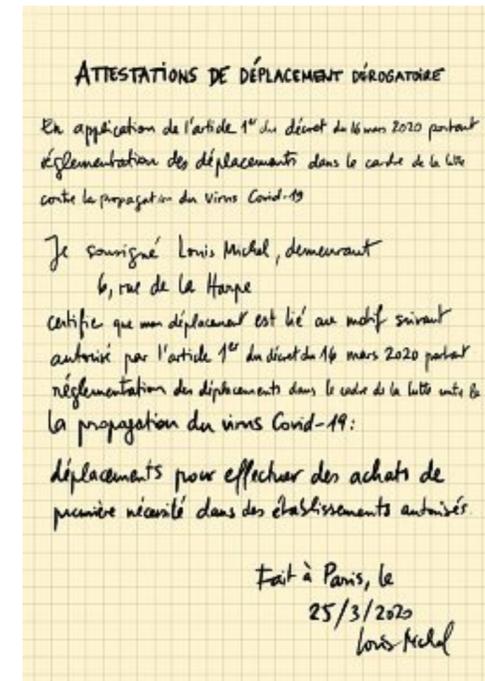
Chez moi

Die Quarantäne führt zu seltsamem Verhalten. Wie schreibt man sich selbst einen Passierschein? Was, wenn die Großeltern die Enkel nicht sehen können? Wie fängt man in der Stadt Sonnenstrahlen ein? Und was braucht man dringend in der Isolation?

Illustrationen Kera Till



Kera Till, die oft in Paris ist, hat sich auch in dieser Krise von der Stadt anregen lassen – und von der seltsamen Vorschrift, dass man sich selbst einen Ausgangsschein ausstellen kann.



REIFEPROBE

Im Klinikum Mainkofen werden psychisch kranke Straftäter mit Alpakas therapiert.

Von Karin Truscheit, Fotos Jan Roeder

Herr A. steht bei Nieselregen und ein paar Grad über Null im Matsch. Das macht ihm nichts aus, im Gegenteil. Er ist gerne hier draußen bei den Alpakas, mistet auch im Regen die Weide ab, richtet das Futter her, rollt Heuballen oder krault, wie jetzt im Moment, sein Lieblings-Alpaka Sancho an der lockigen Stirn. „Ja, du bist mein Bester.“ Dann blickt er zur Seite, ruft „ganz ruhig, Christallo“, weil Christallo gerade mit ein paar Sprüngen die übrigen Alpakas aufmischt, die neugierig am Drahtzaun stehen. „Bei den Alpakas“, beginnt A. und stapft zum Stall, um die Futtertüte in Sicherheit zu bringen, die frei verfügbar an der Holztür hängt, was ein paar Alpakas schon mitbekommen haben, „bei den Alpakas ist immer was los, anders als drinnen.“ Draußen bei den Alpakas ist A., ein kräftiger Mann Mitte 40, grüner Parka, grünes Käppi, das eisgraue Haar kurz gestutzt, zwei- bis dreimal in der Woche, jedes Mal bis zu drei Stunden lang. Danach muss A. sofort wieder „nach drinnen“, auf die Station. Wenn A. nicht pünktlich wieder da ist, ruft die Station ihn auf einem Handy an, das er nur auf dem Gelände benutzen darf. Geht er nicht ans Telefon, wird die Fahndung ausgelöst. Dann übernimmt die Polizei.

Das Alpakagelände gehört zum Bezirksklinikum Mainkofen in Niederbayern, einer Klinik für Psychiatrie, Forensische Psychiatrie und Neurologie. Eine weitläufige Anlage, mit alten Bäumen, viel Jugendstil, einem großen Brunnen. Nichts erinnert an geschlossene Anstalten, vieles an evangelische Bildungswerke. Seit Oktober werden in Mainkofen psychisch kranke und suchtkranke Straftäter im Rahmen der „tiergestützten Intervention“ (TGI) mit Alpakas therapiert. Fünf Männer aus der geschlossenen Abteilung, einer davon ist A., nehmen an der Therapie mit den Tieren teil. Sie wurden unter den insgesamt 195 Straftätern ausgewählt, denn nur sie erfüllen die notwendige Voraussetzung: Sie haben Lockerungsstufe B.

Bis dahin kann es ein langer Weg sein. Angefangen wird mit Stufe 0, kein Ausgang. Dann kommt Stufe A, die Erlaubnis, in Begleitung auf das Klinikgelände zu gehen. Wer Stufe B schafft, dem wird schon etwas zugetraut: Er darf alleine raus auf das nicht abgesperrte Gelände, jeden Tag zwei Stunden lang, am Wochenende drei bis vier Stunden. Aber nur in den „grünen Bereich“. Tabu sind das Schwesternwohnheim und der Gemeindegartenergarten, der 200 Meter von der forensischen Psychiatrie entfernt ist. Nur wer Stufe B hat, darf auch zu den Alpakas.

Die elf Neuweltkameliden, zu denen Alpakas ebenso wie Lamas zählen, sind nicht die ersten Tiere in Mainkofen – aber die exotischsten. Es gibt Fische, Hunde und Pferde, die in der Alltagspsychiatrie und der forensischen Psychiatrie eingesetzt werden. Bei Straftätern soll der Umgang mit den Tieren auf eine Verhaltensänderung und langfristig auf die Resozialisierung hinwirken. Das können kleine Schritte sein. Fische zu beobachten kann beruhigend wirken, die Pflege eines Bienenstocks besonnenes Handeln stärken: Bienen geben „sofort ein klares Feedback“, sagt die Sozialpädagogin Silke Lederbogen, die in Mainfranken die TGI leitet. Hunde hingegen wirken bei Straftätern mehr „atmosphärisch“. Ist der Therapiehund dabei, wenn der Arzt über die Rücknahme von Lockerungen informiert, kann das viel Spannung nehmen.

„Der Arzt ist in einer Doppelrolle“, sagt Johannes Schwerdtner, Chefarzt der Forensischen Klinik. „Einerseits soll er unterstützen, andererseits ist er oft der ‚Scheiß-Therapeut‘. Er wird für den Freiheitsentzug verantwortlich gemacht, er gibt die Marschrichtung vor. Kommt der Hund dazu, der gestreichelt werden will, ist es ein ganz

anderes Setting. Das kommt dem Verhältnis zwischen Arzt und Patienten zugute.“ Zudem habe die Pflege der Fische, Bienen oder Alpakas disziplinierende Wirkung: Straftäter, die bislang im Leben nie eine Struktur hatten, lernten so, Verantwortung zu übernehmen, Regeln einzuhalten, ihren Tag zu organisieren.

Die Stunden mit den Alpakas sind für A. eine schöne Abwechslung in seinem Leben. Das ist durchgetaktet: Arbeitstherapie, Gruppentherapie, Zimmer aufräumen, dazwischen die Mahlzeiten. A. bezeichnet sich als „63iger“, die Unterscheidung zu den „64ern“, den suchtkranken Tätern, ist ihm wichtig. Er ist nach Paragraph 63 Strafgesetzbuch im Maßregelvollzug untergebracht: Er hat eine schwere Straftat begangen, jedoch nach Ansicht des Gerichts im Zustand der verminderten Schuldfähigkeit. Festgestellt wurde bei A. eine „überdauernde Störung der Impulskontrolle“. A. stellt eine Gefahr für die Allgemeinheit dar, daher die Einweisung in die geschlossene forensische Psychiatrie, um ihn zu behandeln. Er war schon einmal untergebracht, hatte aber in Freiheit gegen seine Bewährungsauflagen verstoßen. Dann war er wieder drin. Entlassen wird A., wenn er laut Prognose keine Gefahr mehr darstellt. Er ist seit 2017 in Mainkofen. Ende offen.

Angefangen mit den Tieren hat es im Klinikum vor rund zehn Jahren mit der Bachelorarbeit von Silke Lederbogen über „Tiergestützte Therapie in der stationären Psychiatrie“, einem Konzept eigens für Mainkofen. „Damals gab es ja in Deutschland nichts dazu. Jetzt ist es ein Hype“, sagt Lederbogen. In Mainfranken folgte die TGI wissenschaftlichen Standards. „Das ist hier kein Pipifax nach dem Modell Altenheim: ‚Ich geh mit meinem süßen Labrador mal dahin, dann kann den jeder mal streicheln.‘“ Die Hunde, Alpakas und Pferde sind ausgebildet, die Therapeuten sind neben ihrer pädagogischen Ausbildung nach den Normen der „European Society for Animal Assisted Therapy“ zertifiziert. Die Qualitätssicherung soll dem Wohl der Patienten – und der Tiere – dienen.

A. geht zum Stall, um das Führseil für Sanchos Halfter zu holen. Zeit für einen Spaziergang. Spazierengehen ist ebenfalls Teil der Therapie. „Die Männer treffen dabei oft Einwohner aus dem Ort mit ihren Kindern, die den Park besuchen. Hat man ein Alpaka an der Leine, wird man garantiert angesprochen“, sagt Silke Lederbogen, während sie die Seile an den Halftern der anderen Alpakas befestigt. Die Spaziergänge spiegeln das Therapiekonzept: Indem die Männer aufpassen, dass kein Tier wegläuft, und mit Spaziergängern zu tun haben, die die Straftäter als „normal“ wahrnehmen, wird ihr Selbstvertrauen gestärkt. Sie können sich bewähren.

Mit Erfolg bislang, resümiert Lederbogen die ersten Monate der Alpaka-Therapie. „Die Männer sind zuverlässig, schleppen anstandslos Wassereimer, kennen inzwischen jedes Tier genau.“ Die Patienten müssen sich absprechen, wer wann zu den Tieren geht, wer einspringt, wenn jemand krank wird. Bindungen verstärken, nennt Chefarzt Schwerdtner das: Das sei ein wesentliches Therapieziel im Maßregelvollzug, in dem viele Insassen, zumal die mit Heimerfahrung, ausgeprägte Bindungsstörungen aufwiesen. „Hier ist jeder seine eigene Ich-AG.“

Doch wie passt das zusammen, Täter als „Ich-AGs“, deren Selbstbewusstsein durch die Tiertherapie auch noch gestärkt werden soll? Man überlege genau, wer für diesen Ansatz in Frage komme, sagt Schwerdtner – „nicht der Patient, der sich ohnehin als ‚König im Milieu‘ fühlt“. Das Konzept mit den Alpakas gehe durchaus auf, sagt Lederbogen. Einer der Männer sei auf der Station als „aufbrausend“ bekannt, wenig kooperativ. „Ich erlebe ihn hier draußen ganz anders.“



Hat man Alpakas an der Leine, wird man angesprochen: Silke Lederbogen, ihr Mann Georg Jungnitsch (Mitte) und einer ihrer Schützlinge führen die Tiere zur Weide.



Im Bezirksklinikum in Mainkofen findet die Therapie statt.

Die Alpakas, die mit auf den Spaziergang kommen, drängeln sich am Ausgang der Weide und geben Laute von sich, wie man sie von Chewbacca aus „Star Wars“ kennt, nur dezenter. Sie „nölen“, sagt Lederbogen, sie sind gerade unzufrieden. Das könnte am fiesen Wetter liegen. Lederbogen und ihr Mann Georg Jungnitsch, ein Professor für Psychologie, der die Gruppe heute begleitet, nehmen die Tiere an die Leine. Brav zuckeln die Alpakas nebeneinander den Weg entlang. A. läuft schnell zurück, um das Tor zu schließen. Besonders aufpassen muss Lederbogen nicht auf ihn, er weiß, was zu tun ist. Er duzt sie, und die Sozialpädagogin bezeichnet die Straftäter als „meine Männer“. Oft ist sie alleine mit ihnen. Angst hat sie dabei nicht.

Silke Lederbogen hat die Alpakas nach Mainkofen geholt, es sind ihre Tiere. Sie betreibt mit ihrem Mann in der Nähe einen Alpakahof mit rund 50 Tieren. Das Ehepaar züchtet dort Neuweltkameliden, bildet sie aus, verkauft Mützen und Decken aus Alpakawolle. Alpakas, eigentlich in den Hochebenen Südamerikas zu Hause, erleben seit ein paar Jahren einen Boom in Deutschland. Nach Schätzungen leben hier mehr als 20.000 Tiere. Die Anhängerschaft reicht von Landwirten bis zu Hobby-Halterinnen mittleren Alters, die sich in Alpaka-Foren intensiv über Nahrungsergänzungen für die höckerlosen Tiere austauschen. Warum aber sollen sich gerade Alpakas für die Therapie von Straftätern eignen?

„Sie sind nicht wie Ponys oder Hunde, die auf einen losstürmen“, sagt Silke Lederbogen. „Alpakas sind Distanz-Tiere, sie brauchen Abstand. Die kann man nicht so einfach packen. Sie mögen es auch nicht, wenn man hektisch vor ihnen herumfuchelt.“ Alpakas machen zudem schnell klar, wenn ihnen etwas nicht passt: Sie spucken

und treten. „Man lernt von Alpakas viel über Nähe und Distanz.“ Das sei wichtig, viele Straftäter mit psychischen Störungen seien „distanzgemindert“. Die Männer müssten vor den Tieren zwangsläufig besonnen und empathisch agieren. Zudem sind Alpakas kleiner als Pferde, aber größer als Hunde. „Die Patienten müssen sich nicht herunterbeugen, aber auch nicht zu dem Tier aufschauen. Sie sind auf Augenhöhe, das ist angenehm.“ Dazu kommen weitere Eigenschaften, die beruhigend wirken: ein weiches Fell, die im Kindchenschema gerundete Stirn, Knopfaugen.

Alpaka Sancho bleibt auf dem Spaziergang immer mal wieder stehen, um ein paar Gräser am Wegesrand abzuzupfen. Dann zieht ihn A. sanft an der Leine weiter, „komm’ schon, junger Mann“, und er klopf ihm lobend aufs Fell, wenn Sancho anstandslos weiterläuft. Bei dem Wetter ist wenig los, nur ein Mann mit Kopfhörern schlendert den Weg entlang. Der Alpaka-Trupp bleibt kurz stehen und begrüßt ihn. „Das ist Herr B., er kummert sich perfekt um unsere Bienenvölker“, stellt ihn Silke Lederbogen vor. B., dunkler Wuschelkopf, freundliches Lächeln und traurige Augenringe, nickt verlegen und krault einem Alpaka den Kopf. Er kenne den Umgang mit Bienen von seinem Großvater in der Türkei, der auch Bienen hatte. B. ist schon lange in Mainkofen, wenn auch mit Unterbrechung. Was hält er von der Therapie mit den Tieren? Er zieht die Schultern hoch. Es mache Spaß, die Bienen, ja, schon. Aber es sei vor allem eine Frage des Willens, ob man draußen zurechtkomme. „Wenn du das hier oben nicht klar kriegst“, sagt er und tippt sich an den Kopf, „dann nützt es alles nichts.“ Dann schlendert er weiter.

Wie hält es die Fachwelt außerhalb von Mainkofen mit den Tieren? Man habe sie erst belächelt, dann beneidet, ist

Lederbogen überzeugt. Inzwischen hätten sie viele Anfragen, vor allem zum Bienen-Projekt. Aber nicht jede Klinik hat Platz für Alpakas oder das Personal, das bereit ist, sich neben dem Dienst auch noch um Tiere zu kümmern. Vor allem müsse die Therapie professionell betrieben werden. „Einfach nur die Leute mit Meerschweinchen bespaßen reicht nicht.“ Jürgen Müller, Chefarzt der Asklepios-Klinik für Forensische Psychiatrie und Psychotherapie in Göttingen, sagt: „Die Prognose kann sicher nicht davon abhängig gemacht werden, wie gut jemand mit Tieren umgeht.“ Doch sich gewissenhaft um Hühner oder Schafe zu kümmern könne die Patienten „emotional einbetten“ und ein Baustein auf dem Weg der Resozialisierung sein. „Die Arbeit mit den Tieren kann wie der Alltag auf der Station als Erprobungsfeld für andere Sozialgemeinschaften dienen.“

Das „Erprobungsfeld“ beobachten die Ärzte auch in Mainkofen genau. Ob und mit welchem Erfolg der Straftäter an einer Therapie teilnimmt, wie schnell er die Lockerungsstufen durchläuft. Ob er überhaupt Lockerungen bekommt oder sie wieder verliert, hängt allein von ihm ab: Beschimpft er die Ärzte? Stiehlt er? Schlägt er andere Patienten? Versucht er, Feuerzeuge oder Messer in sein Zimmer zu schmuggeln? Die Prognose werde laufend überarbeitet, sagt Schwerdtner. „Jede Woche beraten wir: Wo steht der Patient gerade?“ Manche Täter sind seit 20, 30 Jahren im Maßregelvollzug. Beurteilen können die Ärzte nur das sichtbare Verhalten. Schwierig ist die Einschätzung vor allem bei Pädophilie, die unheilbar ist. „Wenn der Patient sagt, er hat keine Phantasien mehr, können wir das nicht überprüfen.“

Doch auch eine „realistische Verhaltensbeobachtung“ der pädophilen Täter ist auf der Station nicht möglich: Handys und Laptops, der Zugang also zu Kinderbildern und Missbrauchsphotos, sind verboten. Die Prognose ist daher schwer. Die Rückfallgefahr ist bei Pädophilen hoch, vor allem bei homosexuell orientierten Tätern: Nach Angaben von Schwerdtner beträgt sie dann mehr als 80 Prozent, oft ist eine chemische Kastration notwendig, um die Risiken zu minimieren. Wie gut ein Straftäter mit Fischen, Hunden oder Alpakas umgeht, ist somit nur ein Element von vielen in der Beurteilung. Denn auch die hingebungsvollste Pflege kann allein keine Vorschau auf die „Legalbewährung“ der Männer sein: das möglichst straffreie Leben in der überwiegend von Menschen und nicht von Alpakas geprägten Gesellschaft. Wer Tiere über alles liebt und ihnen kein Haar krümmen würde, kann trotzdem Menschen hassen und töten wollen.

A. ist mit Sancho und den anderen Alpakas auf dem Rückweg zur Weide. Er sperrt das Tor auf, die Alpakas werden vom Rest der Herde begrüßt. Der Spaziergang hat länger gedauert, Silke Lederbogen hat auf der Station Bescheid gesagt, damit der Alarm nicht losgeht. A. hängt das Halfter in den Stall, geht dann noch mal kurz zu den Tieren, tätschelt ihnen zum Abschied das Fell. Ob er schon mal an Flucht gedacht habe? A. schüttelt den Kopf. „Nee, das wär’ überhaupt nix.“ Ein Fluchtversuch würde alle seine Pläne zerstören. Denn dann verliert er Stufe B, und nach B könnte C kommen – die Erlaubnis, für bis zu zwölf Stunden das Gelände zu verlassen. Und irgendwann D: betreutes Wohnen draußen, einen Job suchen, vielleicht in einer sozialen Einrichtung.

A. will, so schnell es geht, wieder in die Nähe seiner Mutter ziehen. „Die ist jetzt 70, sie braucht mich.“ Er kann sich auch einen Job als Tierpfleger vorstellen. Ob das die Ärzte ähnlich sehen, bleibt abzuwarten. Die Gewährung von Lockerungsstufen sei oft eine „Achterbahnfahrt“, sagt Schwerdtner. Erst mühsam von A nach B. Und von C manchmal ganz schnell wieder runter auf 0. ◀

Zu einem guten
Sonntagsfrühstück
gehören Politik, Wirtschaft,
Sport und Feuilleton.



Jetzt testen auf
[faz.net/fas](https://www.faz.net/fas)



Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG

IN VINO VANITAS

Überall tobte vor 75 Jahren noch der Krieg. Das hielt die Mitglieder einer Weinbewertungskommission in Halle nicht davon ab, in aller Ruhe die Jahrgänge 1943 und 1944 zu verkosten, in „Grün's Weinstuben“.

Von Daniel Deckers
Fotos Robert Gommlich



Die Geschichte wäre gut erfunden, wenn sie es denn wäre. Aber sie ist es nicht. Also spricht sie Bände, über die trotzig Widerständigkeit der bürokratischen Eigenlogik und des Volksmunds über alle Systembrüche hinweg. Ebenso viel sagt sie über die Mentalität der Personen, die von und mit dem Weinbau leben. Denn nach der Lese ist vor der Lese. Und wenn der frische Most erst von der Kelter läuft, müssen die Fässer und Tanks wieder leer sein.

Es war in Halle (Saale), man schrieb den 20. März 1945. Gut zwei Monate waren vergangen, seit das Bomber-Command der Royal Air Force die gut 80 Kilometer nördlich gelegene Stadt Magdeburg dem Boden gleichgemacht hatte. Anfang Februar hatten Zehntausende ihr Leben verloren, als das historische Zentrum Dresdens Ziel des alliierten Bombenkriegs geworden war. Am 27. Februar dann ein erster größerer Tagesangriff auf Halle. Doch die Schäden und die Zahl der Toten waren überschaubar, und die amerikanische 9. Armee mutmaßlich noch weit.

Die Mitglieder der Bewertungskommission des Wein- und Trinkbranntweinverbands Sachsen-Anhalt (WTV) und deren Gäste taten das, wozu sie bestimmt waren. Vor gut einem halben Jahr, am 24. August 1944, hatte man sich noch im Ratskeller von Freyburg an der Unstrut getroffen, um im Auftrag der Preisbildungsstelle Halle-Merseburg Fassproben zahlreicher Weine der Winzervereinigung Freyburg des Jahrgangs 1943 zu verkosten. Zum Vergnügen geschah das nicht. Nach dem Preisregime, das der „Reichsnährstand“ lange vor dem Krieg in Kraft gesetzt hatte, um im Namen und zum Wohl der „Volksgemeinschaft“ „Preiswucher“ und „Spekulation“ zu verhindern, sollte für jedes Fass ein Qualitätszuschlag ermittelt werden, der auf den behördlich festgesetzten Basispreis aufgeschlagen werden durfte. Gesagt, getan.

Jetzt, Mitte März, war die aus acht Männern bestehende Kommission nach Halle einbestellt worden. Mochte die Welt ringsum in Trümmer fallen – es war höchste Zeit, die Verkaufspreise für einige Flaschenweine des Jahrgangs 1943 und auch solche aus dem Jahr 1944 zu ermitteln.

Der Ort jener denkwürdigen Zusammenkunft am Tag des kalendarischen Frühlingsbeginns war nicht eine schöne Amtsstube, sei es in den Räumen der Preisbildungsstelle, sei es im Büro des Wein- und Trinkbranntweinverbands. Wie hätte man die insgesamt 24 Weißweine, darunter einige der Staatlichen Weinbauverwaltung Naumburg, auch da oder dort kühlen können? Die Herren trafen sich in einer, wenn nicht der bekanntesten Weinklosterkeller der Stadt. An der Rathausstraße, unweit des Marktplatzes mit der von dem Bauhaus-Künstler Lyonel Feininger immer wieder ins Bild gesetzten viertürmigen Marktkirche gelegen, trug sie seit Jahrzehnten den Namen „Grün's Weinstuben“. Doch so schlicht der Name, so imposant die Geschichte – von dem Weinangebot zu Friedenszeiten gar nicht erst zu reden.

1848 hatte es Johannes Grün, den Spross einer Winzerfamilie aus Bretzenheim bei Bad Kreuznach, in die pulsierende Stadt an der Saale verschlagen. Seinen erlernten

Beruf, den des Schreiners, gab er bald auf. Nachdem er einen Vermögensanteil in Wein, den ein verstorbener Onkel ihm hinterlassen hatte, mit dem Fuhrwerk nach Halle hatte bringen lassen und dort schnell verkauft hatte, verlegte er sich ganz auf den Handel mit Wein, den er aus seiner engeren und weiteren Heimat bezog. Gegen die billigen und süßigen Weine vom Rhein und seinen Nebenflüssen hatten die Gewächse aus Mitteleuropa keine Chance. Seit dem Abschluss der ersten Verträge über den Abbau der Zölle zwischen den Staaten des Deutschen Bundes in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts waren an Saale, Unstrut und den westlich von Halle nach Eisleben hin gelegenen Weinbaugemeinden am Süßen See zuerst die Preise für Wein und dann für die Rebflächen gefallen. In Windeseile ging es mit der ohnehin nicht sonderlich hochstehenden Weinkultur bergab, wurden doch die meisten Flächen nicht von Winzern, sondern von Bauern oder Arbeitern im Nebenerwerb oder in der Freizeit bewirtschaftet. Am Ende des 19. Jahrhunderts vollendeten die Reblaus und der Falsche Mehltau den Niedergang des Weinbaus an Saale und Unstrut sowie am Süßen See. „Grün's Weinstuben“ aber blühten. Nach dem Tod des Gründers 1896 stand die nächste Generation schon bereit.

Vermisst wurden die Weine aus Naumburg, Freyburg oder Hohnstedt in Mitteleuropa nicht. Ohnehin waren die Trauben in den am 51. Breitengrad und damit an der nördlichen Weinbaugrenze gelegenen Orten nur in ausgesprochen guten Jahren richtig ausgereift. Wein ist fäulnisempfindlich und die Moste so viel Säure, dass der Wein im „Naturzustand“ ungenießbar gewesen wäre. Also wurden die Moste durch Zugabe von Wasser verdünnt und der Alkoholgehalt durch Zusatz vor der Gärung erhöht.

Dennoch sollte der Weinbau an Saale und Unstrut und damit eine einzigartige Kulturlandschaft nicht ganz untergehen. Zwar hatten auch die Bauern und Ackerbürger mit den Unbilden der Natur wie Früh- und Spätfrost, aber auch mit geringen Niederschlagsmengen zu kämpfen. Doch die Reben und Rebsorten, mit denen der Wiederaufbau der Weinberge in Mitteleuropa in Angriff genommen wurde, waren andere und ertragreichere als zuvor. Weißburgunder, Silvaner, Müller-Thurgau und hier und da Riesling – was die Weinbauverwaltung in Naumburg in den staatlichen Weinbergen wie den Saalhäusern



Auch Rheingau im Angebot: Dekoration in „Lich's Weinstube“

und dem Gosecker Dechantenberg vormachte, fand bald auch in der einfachen Bevölkerung Nachahmer. Als 1933 die Winzervereinigung Freyburg an der Unstrut ins Leben gerufen wurde, zählte sie vom ehemaligen Landrat bis zum Bauern bald Hunderte Mitglieder.

In Grün's „altdeutschen Wein- und Probierstuben“ in Halle fanden sich deren Weine in den dreißiger Jahren jedoch nicht. Einer Weinkarte aus dem Jahr 1937, die sich im Besitz der heutigen Inhaberin Christina Lich erhalten hat, ist zu entnehmen, dass die Hallenser zwar unter mehreren Dutzend Weißweinen aus Deutschland wählen konnten, darunter auch vielen Weinen aus einer eigenen Weingutsverwaltung in Winkel (Rheingau). Aber kein einziger Wein stammte aus der näheren Umgebung.

Bei den Rotweinen stand es um die deutschen Weine insgesamt sogar schlecht. Auf diesem Feld dominierten auch in den dreißiger Jahren Rotweine aus Frankreich. An deren Spitze stand zwei Jahre vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs ein Château Mouton Rothschild (Schlossabzug) des Jahrgangs 1918 zum Preis von 10,50 Mark. Zum Vergleich: Für den teuersten Weißwein aus Deutschland waren 18 Mark anzulegen. Zu diesem Preis erhielt man eine Schloss Böckelheimer Kupfergrube, Aus- und Spätlese des legendären Jahrgangs 1921. Erzeugt worden war dieser Wein – „sehr edel und feinwürzig“ – in der Preußischen Domäne Niederhausen.

Gleichwohl war die Lage für die Weine aus Mitteleuropa nicht aussichtslos. Denn der Hallenser „Weinverteiler“ Max Grün war an besagtem 20. März 1945 nicht nur der Gastgeber jener bizarren Versammlung. Grün war ausweislich der Niederschrift der „Qualitätsweinprüfung“, die sich im Landesarchiv Magdeburg erhalten hat, auch der erste der sechs Verkoster, die angeben mussten, um wie viel Prozent der Grundpreis für Weintrauben beziehungsweise Most und Wein, der von der staatlichen Preisbildungsstelle festgelegt wurde, erhöht werden sollte.

Die Verkostung begann mit den Weinen, die aus Silvanertrauben gekeltert worden waren, gleich von welchem Erzeuger. Das Rennen machten mit 280 und 300 Prozent Zuschlag zwei Weine der Winzervereinigung. Der eine war in der Lage Freyburger Schweigenberg gewachsen, der andere unweit von Naumburg in dem Almricher Steinmeister, zwei Lagen, die auch heute zu den besten weit und breit gehören – wenngleich „Schweigenberg“ heute der Name einer zum Zweck der Verbrauchertäuschung so genannten Großlage ist.

Ähnlich hoch bewertet wie die beiden Silvaner wurden drei Weißburgunder und fünf Rieslingweine, wiederum alle aus den Kellern der Winzervereinigung und wiederum alle aus den Spitzenlagen des kleinen Weinanbaugebiets um Bad Kösen, Naumburg und Freyburg. Die drei Weine der Staatlichen Weinbauverwaltung Naumburg, die sich seit 1899 um den Wiederaufbau des zum „Seuchengebiet“ erklärten Weinbaugebietes an Saale und Unstrut verdient gemacht hatte, mussten sich mit Qualitätszuschlägen von 100 bis 200 Prozent zufriedengeben. Leider lässt sich nicht mehr ermitteln, was aus den 1943er Weinen wurde, die



„Lich's Weinstube“ (früher Grün's) in Halle leuchtet. Links ist das Lokal an der Rathausstraße hinter der Sparkasse zu sehen, im Hintergrund der Rathauerturm.

mit am Tisch, diesmal als Sachverständiger. Um ihn herum: Genossen von Gnaden der Sowjets anstatt Nationalsozialisten. Dass Rembert Freiherr von Münchhausen, Eigentümer des „Vitzener Schlossbergs“ und Mitglied im ersten Aufsichtsrat der am 29. Oktober 1933 gegründeten Winzer-Vereinigung Freyburg, von den Sowjets in das zu einem NKWD-Speziallager umfunktionierte Konzentrationslager Buchenwald verschleppt worden und im Juli 1947 gestorben war, verschmeckte man dem nunmehr „volkseigenen“ Wein nicht an.

„Grün's Weinstuben“ gab es indes bald nicht mehr – zumindest nicht mehr offiziell. 1948 war die Lokalität in der Rathausstraße nochmals umgebaut worden, vier Jahre später kam über ein zweites Ladengeschäft hinaus ein Lageraum für Fertigware nebst Etikettendruckerei hinzu. Einen erheblichen Teil seines Umsatzes machte Grün inzwischen mit selbstfabrizierten Likören und Brantweinen. Doch auch an Wein schien es nicht zu fehlen. Kurz vor dem Weihnachtsfest 1955 konnten die „Mitteldeutschen Neuesten Nachrichten“ ihren Lesern die Botschaft übermitteln, dass die Fässer und Tanks in den weitläufigen Kellerräumen der „Weingroßkellerei Johannes Grün, Inhaber Max Grün“ gut gefüllt seien. Doch womit? Ein Wein namens „1954er Grosden“ war mit einem 15.000 Liter fassenden Kesselwagen aus der Volksrepublik Bulgarien importiert worden, ein „53er Szekeszarder“ und ein „Sonnenberg Riesling“ kamen aus Ungarn, ein anderer Weißwein aus Bulgarien. Selbst an Wein von Mosel und Unstrut fehlte es anscheinend nicht. Nur – wie mögen alle diese Weine geschmeckt haben. Und wem?

Max Grün starb im August 1959, bald firmierte seine Weinhandlung als offene Handelsgesellschaft und das Lokal als HOG Weinstuben, wobei HO in der DDR für Handelsorganisation stand und G für Gaststätte. Weiterhin wurde Importwein aus der Sowjetunion in großen Mengen eingelagert und abgefüllt – er dürfte nicht unerheblich zu der Produktion von etwa 800.000 Flaschen im Jahr beigetragen haben. 1964 dann ein Einschnitt: Die „Gaststätte Grün“, wie sie im Volksmund noch immer hieß, wurde in eine „Spezialgaststätte für Freyburger Unstrutweine“ umgewidmet. Zwölf Weine aus dem nahegelegenen Anbaugebiet – dem einzigen in der DDR neben dem Elbtal unterhalb von Meißen bis oberhalb von Dresden – sollten dort die Weinkarte zieren, dazu Bowlen und alkoholfreie Getränke. War der Zufluss an Wein aus den sozialistischen Bruderländern etwa versiegt?

Seit 1977 konnten die Hallenser dann ganz offiziell in die „Freyburger Weinstuben“ (HO) einkehren – wenn man in dem meist gut besuchten Lokal mit den zahlreichen Stammischen überhaupt einen Platz bekam. Wie der Name nahelegen sollte, wurden die Weinstuben von der Winzervereinigung Freyburg bevorzugt beliefert. In Zeitungsberichten ist von 18 Weinsorten und acht Schamweinen die Rede. Doch wie hießen sie? Christina Lich hat es nicht in Erfahrung bringen können. Sie ist zwar in Halle geboren, aber erst nach der Wiedervereinigung. Und eine Weinkarte aus den Jahren vor 1989 ist unter den Dokumenten über die Geschichte der Grüns im Stadtarchiv nicht zu finden. Und wenn: Die Weinkarten aus den siebziger und achtziger Jahren gaulen eine Weinwelt vor, die es in der DDR nie gab, weil es sie unter den Bedingungen sozialistischer Mangelwirtschaft nicht geben konnte. Es fehlte an Reben, an Schleppern, an Wein- und Tafeltrauben, an Pressen, an Korken, an allem. Und wenn es überhaupt Weine aus heimischer Produktion zu kaufen gab, dann schmeckten von vier Flaschen manchmal drei nach Fisch.

Dieser DDR, die am Ende für viele nur noch mit ungarischem Rotwein namens „Stierblut“ zu ertragen war (wenn überhaupt), trauert niemand nach. Auch den „Freyburger Weinstuben“ nicht. Im Volksmund gab es sie ohnehin nie. Wenn heute Gäste in „Lich's Weinstube“ anrufen, wollen sie die Hochzeit oder den Geburtstag immer noch in „Grün's Weinstuben“ feiern. Weine aus Mitteleuropa sind gefragt. „Saale-Unstrut geht immer“, sagt Christina Lich. Wenn das die Grüns noch erlebt hätten!

Max Grün und seine Mitstreiter für so gut hielten, dass sie sie derart hochstufen. Kaum 14 Tage nach der Qualitätsprüfung rückte auch Halle in den Fokus der alliierten Bomberverbände, wiederum vier Wochen später standen die Amerikaner vor den Toren der Stadt und drohten mit vernichtenden Luftangriffen, sollte Halle nicht kampfflos übergeben werden. Die Geschichte der Rettung der Stadt, bei der ein gewisser Graf von Luckner keine unmaßgebliche Rolle spielte, zählt zu den wenigen glücklichen jener Wochen. So überstanden „Grün's Weinstuben“ den Zweiten Weltkrieg, und in der DDR blieben sie ein Treffpunkt für Weinliebhaber, soweit unter den Bedingungen sozialistischer Mangelwirtschaft davon überhaupt die Rede sein konnte.

Für Max Grün jedenfalls war der Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ nicht das berufliche Ende. Die Hallenser trafen sich weiterhin in den gleichnamigen Weinstuben, und die Bewertungskommission blieb die Bewertungskommission. Aus der Preisüberwachungsstelle der alten Machthaber wurde bald die Preisbildungsstelle der neuen Herren von Moskaus Gnaden. Als die Kommission 1946 (in unbekannter Besetzung) wieder zusammentrat, war das allgemeine Urteil über die Weine des Jahrgangs 1945 nicht ganz so gut wie das über die Weine des Vorjahres. Zwei Jahre später, es war der 10. Juli 1948, fand man sich wieder einmal im Ratskeller der Stadt Freyburg ein. Diesmal ging es um die Preise für die Weine aus der Traubenernte 1947 – und Max Grün, Halle, saß wieder

Ob das mundete? Viele Weine wurden in einer seltsamen Sitzung 1945 auf ihre Qualität geprüft.

Vorgestellte Weine zu der Qualitätsprüfung am 20. III. 1945 in Grün's Weinstuben.

Fl.Nr.	Weinsorte	Vorschlag	Erzeuger
1	43er Freyburger Haineberg, Silvaner, nat.	200%	Winzervereinigung
2	" Vitzener	"	"
3	" Berg Sonneck	"	"
4	" Freyb. Schweigenberg	250%	"
5	" Almr. Steinmeister	250%	"
6	" Roßbacher Stein, Weißburg.	280%	"
7	" Freyb. Haineberg	300%	"
8	" Berg Sonneck	250%	"
9	" Burgworbener Riesling	280%	"
10	" Freyb. Schweigenberg Riesling	300%	"
11	" Vitzener Schloßberg Riesling	250%	"
12	" Rolsdorfer Mühlberg	300%	"
13	" Almr. Steinmeister	300%	"
4319	" Saalhäuser Riesling	300%	"
4307	" Gutedel	"	"
4303	" Gosecker Müller-Thurgau	"	"
502	42er Freyburger Schlüfter/Silvaner	etw. 200%	Staatl. Weinbauverwaltg.
598	43er " "	120%	"
597	43er " "	100%	"
61	44er " "	"	"
665	" Portugieser	gez.	"
63	" Silvaner	gez.	"
21	44er Freyburger Schlüfter	verb.	"
22	" Riesling	gez.	"
23	" Herrenberg nat.	"	"
	" Schweigenberg	"	"
	" Schweigenberg	"	"
	" Riesling	"	"
24	" Hohnstedter Silvaner	"	"

FOTO LANDESBIBLIOTHEK SACHSEN-ANHALT, C 48 B, NR. 1015 A, BL. 122 BZV, BL. 323

Licht im Nebel

Endlich wissen wir, wer der „Wanderer über dem Nebelmeer“ auf Caspar David Friedrichs Gemälde ist und wofür das „Kreuz im Gebirge“ eigentlich gedacht war. Ein Forscher hat es herausgefunden.

Von Frank Pergande

Der „Wanderer über dem Nebelmeer“ ist die berühmteste Rückenansicht der Kunstgeschichte. Caspar David Friedrich malte sie um 1818. Man weiß wenig über das Gemälde, das heute zum Bestand der Hamburger Kunsthalle gehört. Sogar der Titel ist ungewiss. Das Bild war – wie Friedrichs Werk überhaupt – lange vergessen. Erst als es um 1950 wiederentdeckt wurde, bekam es auch seinen Namen. Die weite Landschaft, die wir sehen, ist das Elbsandsteingebirge, gelegen in der Nähe von Dresden. Friedrich hat die Berge dort auf seinem Bild ein wenig verschoben, aber sie sind doch zu erkennen. Ein Felsblock vom Fuß der Kaiserkrone ist zu sehen, der Gamrig bei Rathen, ein Teil vom Wolfsberg bei Krippen, der Zirkelstein.

Wer aber ist der Wanderer im Vordergrund, ein Mann in dunkelgrüner Kleidung, angeblich einer alteutschen Tracht, der sich in aufrechter Haltung sinnend auf seinen Stock stützt und in die Ferne schaut? Er steht auf einem hohen Gipfel, vor ihm das Meer aus dichtem Nebel, eine Morgenstimmung. Der Mann ist von leicht untersetzter Statur, sein lockiges rötlich-braunes Haar weht im Wind.

Seit langem wurde gerätselt, wer da abgebildet ist. Ist es überhaupt ein Bildnis oder nur eine Idealfigur? Ist es der Maler selbst? Oder gar Goethe? Ein sächsischer Forstbeamter? Ein Verstorbener, dem das Gemälde als Gedächtnisbild gewidmet ist, wie der Kunsthistoriker Helmut Börsch-Supan glaubte? Hans Joachim Neidhardt, der jahrzehntlang die Gemäldegalerie Neue Meister in Dresden betreute, hielt die ganze Suche für müßig. Was Friedrich ins Allgemeine gehoben habe, dürfe nicht wieder ins Private zurückgeholt werden: „Der Mensch auf dem Gipfel ist zugleich der Mensch am Abgrund, der vor ihm liegt. Der Abgrund aber ist in Nebel gehüllt. Er birgt das Künftige, das dem Auge des Sterblichen entzogen ist.“

Klingt gut, aber Neidhardt irrt. Oder sagen wir vorsichtiger: Er könnte sich irren. Wie andere auch, die zu wissen glaubten, wen Friedrich da auf so merkwürdige Weise dargestellt hat. Jetzt gibt es eine neue Idee dazu, die ziemlich überzeugend klingt. Detlef Stapf will herausgefunden haben: Der Mann auf dem be-

rühmten Bild ist ein Pastor aus Neubrandenburg, Franz Christian Boll.

Stapf ist kein Kunsthistoriker. Er stammt aus dem mecklenburgischen Neubrandenburg, war Journalist und betreut heute ein Reiseportal. Über seine Reiseangebote kam er zu Caspar David Friedrich. Bei seinen jahrelangen Forschungen spielte immer auch der Lokalpatriot in ihm eine Rolle, aber gerade das öffnete eine bislang kaum beachtete Tür. „Ich habe immer gestaunt, dass Kunsthistoriker die Bilder aus sich selbst heraus deuten wollen, aber kaum auf den biographischen Hintergrund des Malers achten“, sagt Stapf. Er hat es jetzt getan und eine Friedrich-Biografie vorgelegt, die erste überhaupt, der sogleich eine Boll-Biografie

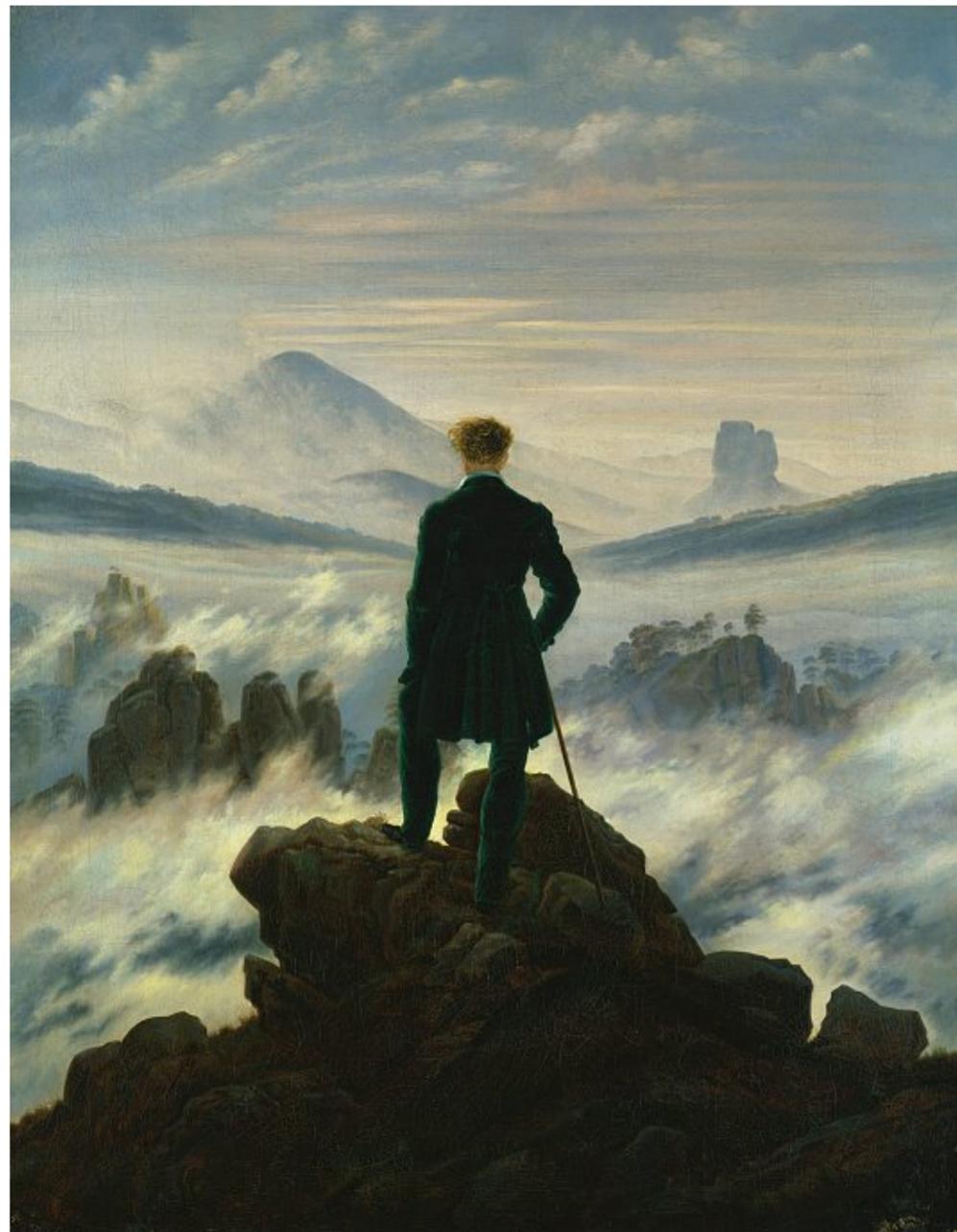
folgte. Beide Bände umfassen zusammen fast 1000 Seiten und sind in dem kleinen Berliner Okapi-Verlag erschienen. Mal sehen, was die Kunstgeschichte dazu sagt.

Was verband den weltberühmt gewordenen Friedrich und den unbekannt gebliebenen Boll? Beide waren fast gleich alt und stammten aus ähnlichen Familienverhältnissen: Friedrichs Vater war in Greifswald Seifensieder, Bolls Vater in Neubrandenburg Böttcher. Sie kannten sich von Jugend auf, waren befreundet, über drei Ecken sogar verwandt. Es war eine Freundschaft und Verwandtschaft, zu der auch der aus Wolgast stammende Philipp Otto Runge gehörte.

Friedrich und Boll unternahmen 1800 eine Wanderung durch die Sächsische

Schweiz. Boll schrieb ein paar Wochen danach in einem Brief an Friedrich: „Lass uns hinwegsehen über die trüben Nebel um unsere Füße; in uns leuchtet ja eine Sonne, die in keinem Sturm sich verfinstern kann.“ Später trafen sie sich immer wieder in Neubrandenburg. Friedrich war Gast auf Bolls Hochzeit. Im Pfarrhaus von Breesen bei Neubrandenburg, wo eine Schwester Friedrichs den Pastor geheiratet hatte, verlebte der Maler ganze Sommer. Er hat Neubrandenburg und die Umgebung immer wieder durchstreift und gezeichnet. Was er dabei skizzierte, tauchte später in seinen Gemälden auf. Etwa die alten Eichen vom Neubrandenburger Stadtwall in ihren bizarren Formen. Neubrandenburger Eichen sind nach Stapfs Meinung zum Beispiel auf dem Bild der „Abtei im Eichwald“ zu sehen. Ähnlich verhält es sich mit den Kirchen der Stadt, vor allem dem Ostgiebel der gotischen Marienkirche, die nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg als Konzertkirche wiederaufgebaut wurde. Friedrich malte die Stadt im Morgennebel und bei einem Brand. Und er wanderte am Tollenseec entlang, der vor den Toren der Stadt liegt.

Wenn man Stapf glauben darf, hatte es Friedrich in dieser schönen Endmoränenlandschaft eine Höhe besonders angetan. Dort gab es „eine prachtvollende Eiche“, „die hart auf der Kante des Abhangs stand“ und „die schönste Zierde der Gegend“ war, wie ein Neubrandenburger Bekannter von Friedrich und Boll damals schrieb. Auch diese Eiche kehrt in Friedrichs Bildern wieder. Sogar in einem seiner bekanntesten: „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“. Stapf sagt, die Erhöhung, auf der die beiden Männer stehen – wieder in Rückenansicht –, sei jener Hügel am Tollenseec. Und die beiden Männer seien nicht erfunden. Der eine sei Boll. Der andere aber Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater“, der als junger Mann kurz in Neubrandenburg lebte und dort mit Blick auf den Tollenseec seinen Schülern den Sport nahebrachte. Ein Gedenkstein erinnert noch heute daran. Für Pastor Boll war die Anhöhe der Freundschaftshügel, zu dem er immer wieder gern mit Freunden wanderte, von Neubrandenburg aus ein netter Spaziergang. Auf der Anhöhe steht heute das Belvedere, ein klassizistischer, offener Bau, früher Ort der Sommerfeste



Wer ist der „Wanderer über dem Nebelmeer“, den Caspar David Friedrich um 1818 malte? Darüber rätselt die Kunstgeschichte seit langem. Detlef Stapf ist sich sicher, dass er das Rätsel gelöst hat.

Boll war auch mit dem Herzog befreundet, Carl von Mecklenburg-Strelitz, einem modern denkenden Mann, der heute allerdings vor allem als Vater bekannt ist: Luise, die preußische Königin, war eine seiner Töchter. Boll wurde häufig von der herzoglichen Familie zur Sonntagspredigt nach Hohenzieritz gebeten, auf Carls Sommersitz. Dort, im Schloss, starb auch Luise, im Sommer 1810, als sie ihren Vater besuchte. Ihr Sterbezimmer ist heute eine Gedenkstätte. Boll spendete dem Herzog nach diesem Schicksalsschlag Trost.

Der Neubrandenburger Pastor dürfte auch eine Rolle gespielt haben, als Carl in Hohenzieritz eine Kirche errichten ließ – einen Rundbau als Miniaturausgabe des römischen Pantheons. Carl wollte, dass Caspar David Friedrich dafür ein Altarbild malt. Das Gemälde entstand auch, kam aber nie nach Hohenzieritz. Dafür kennt man es als eine der Ikonen romantischer Malerei: das „Kreuz im Gebirge“. Der „Tetschener Altar“ hängt heute im Dresdener Albertinum und war einst Gegenstand einer kunsthistorischen Kontroverse, des Ramdohr-Streits. Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, preußischer Diplomat und Maler, sah im „Kreuz“ eine unzulässige Verbindung von Landschaftsmalerei und sakraler Kunst. Seine vernichtende Kritik rief eine bis dahin nicht gekannte Debatte über ein zeitgenössisches Kunstwerk hervor. Dass das Bild eigentlich das Hohenzieritzer Altarbild sein sollte, spielte dabei keine Rolle. Dafür sprechen aber auch die Maße des Gemäldes. Sie entsprechen der Nische am Altar von Hohenzieritz, die heute noch dort zu sehen ist. Umgekehrt erklärt das nach Stapfs Ansicht auch den hölzernen Sockel des Bildes.

Franz Christian Boll starb 1818, erst 41 Jahre alt. Der Tod des Freundes und Verwandten löste bei Friedrich eine bis dahin nicht gekannte Produktivität aus. Die „Kreidefelsen“ entstanden, der „Wanderer“, das Lauben-Bild. Stapf sagt, damals habe Friedrich seinen Freund regelrecht gefeiert, ja geradezu in seinem Sinn eine Messe in Bildern abgehalten. Friedrich überlebte Boll um fast ein Vierteljahrhundert. Der letzte Dienst, den er ihm erweisen konnte, war der Entwurf für ein Boll-Denkmal. Aber erst 1854 wurde es auf dem Marienkirchplatz mitten in der Stadt aufgestellt. Es steht noch heute da.

der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz, später ein vom Architekten Heinrich Tessenow entworfenes Mahnmal für die Toten des Ersten Weltkriegs. Und heute einfach ein schöner Ort mit weitem Blick.

Friedrich hat seinen Freund Boll allerdings nicht nur von hinten gemalt. Stapf ist überzeugt, dass auf dem ausdrucksvollen „Männlichen Bildnis“ von 1809, das sich heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover befindet, Boll zu sehen ist. Sogar Gesichtserkennung hat Stapf eingesetzt, um das zu beweisen. Zum Vergleich zog er auch ein Boll-Portrait heran, das Runge 1802 malte und das sich heute in Lübeck befindet. Tatsächlich fällt auf: Boll hatte früh eine Neigung zur Halbglatze, umgeben von einem Kranz aus ziemlich langen Haaren. Dieses Merkmal findet sich auf vielen Skizzen Friedrichs, bei der rechten Figur auf dem Gemälde „Kreidefelsen auf Rügen“ sowie in der ersten Darstellung einer Gartenlaube in der deutschen Kunstgeschichte. Das Bild zeigt eine von Hopfen bewachsene Laube, in der, so Stapf, Boll und seine Frau stünden, beide

wieder in Rückenansicht. Die Laube hat es gegeben. Und tatsächlich war von dort aus wie auf dem Bild die Neubrandenburger Marienkirche zu erblicken. Friedrich malte die Kirche allerdings mit einer Turmspitze, die es damals gar nicht gab. Auch dafür hat Stapf eine Erklärung: Die Gotik und im Norden speziell die Backsteingotik wurden damals als urdeutsche Kunst gesehen, als patriotisch. So wurde eben dort, wo ein gotischer Spitzenturm in der Wirklichkeit fehlte, einer dazu erfunden.

Dass Boll und Friedrich lebenslang Freunde waren, damit ist in den Augen von Stapf allerdings wenig gesagt. Boll hat, abgesehen von seinen Studientagen in Jena, seine Heimatstadt nie verlassen.

Detlef Stapf hat über den Maler Caspar David Friedrich und dessen Freund Franz Christian Boll Biografien veröffentlicht.



„Männliches Bildnis“ von 1809: Zeigt auch dieses Gemälde den Pastor Franz Christian Boll?



New Mexico Das ehemalige Farmhaus entdeckte Niehues außerhalb eines kleinen Orts im Bundesstaat New Mexico, auf freiem Feld. Als er am späten Nachmittag dort fotografierte, strömte von den Weiden ringsum eine Herde Rinder zu

dem Haus. „Sie sind alle ins Bild gerannt, man sieht noch die vielen Kuhfladen im Vordergrund.“ Kurz darauf kam ein mexikanischer Arbeiter und begann die Tiere zu füttern. „Die Kühe wussten genau, wenn dieser Pick-up hier an-

kommt, gibt es was zu fressen“, sagt Niehues. Danach verschwanden die Tiere wieder, zogen zurück auf ihre Weiden. Ganz in der Nähe des alten Farmhauses hatte einst der Revolverheld Henry McCarty, auch als Billy the Kid bekannt,

im sogenannten Lincoln-County-Rinderkrieg mitgemischt, der 1878 zwischen reichen Rinderzüchtern und örtlichen Geschäftsleuten entbrannt war. Vier Jahre später dann wurde Billy the Kid von Sheriff Pat Garrett erschossen.

LOST IN TIME

Kalifornien „Lo-Gas“ und „Eat“, günstiges Benzin und Essen: Was will der Autofahrer mehr? Die augenfälligen Argumente für einen Stopp an der Tankstelle mit Restaurant nahe dem Interstate Highway 15 überzeugten aber trotzdem nicht – der Ort Halloran Springs, in dem das Rasthaus steht, ist mittlerweile eine Geisterstadt, leer, verlassen, unbewohnt. Der Abschnitt des Interstate Highway dort gilt als besonders unfallträchtig, vor allem in den Nächten von Sonntag auf Montag, wenn viele Kasinobesucher auf dem Rückweg von Las Vegas nach Kalifornien sind – überreizt, übermüdet oder überfordert von den Eindrücken und Erlebnissen des Wochenendes. „Früher konnte man dort wenigstens noch einen Kaffee trinken“, sagt Niehues. „Das hat aber wohl nicht ausgereicht, um den Laden am Leben zu halten.“



FOTOS HERIBERT NIEHUES



Utah Das Auto ist das Sinnbild für Mobilität in Amerika. In den fünfziger und sechziger Jahren brachten viele amerikanische Hersteller jährlich neue Modelle auf den Markt, und die wachsende Mittelklasse in der Wohlstandsgesellschaft

der Nachkriegsjahre war eine dankbare Klientel. Die alten Modelle entsorgte man in den Weiten des amerikanischen Westens der Einfachheit halber hinter dem Haus, der nächste Schrottplatz war schließlich weit, und Platz gab es genug.

So erging es auch diesem Pontiac Silver Streak von 1949, dessen ausgebauter Motor gleich nebenan die letzte Ruhe fand. Heute sind solche historischen Wracks gefragt, die Oldtimer-Branche boomt, wie der Auto-Fan Niehues weiß.

„Für einen Restaurator ist so ein Auto im Top-Zustand, da kann man was draus machen.“ Niehues wollte den Pontiac später noch einmal fotografieren – da war er aber schon weg. „Diese Autos verschwinden inzwischen enorm schnell.“

Der Fotograf Heribert Niehues zeigt verlorene Orte im amerikanischen Herzland. Es sind Bilder einer untergehenden Welt.

Von Bernd Steinle



Wyoming Der Schriftzug auf dem verwitterten Schild über der Eingangstür ist kaum noch zu entziffern: „Daniel Station“ steht dort. Daniel ist eine Siedlung im Herzen des Bundesstaats Wyoming, bei der Volkszählung 2010 wurden hier 150 Einwohner verzeichnet. In den zwanziger Jahren hatte man im bevölkerungsärmsten amerikanischen Bundesstaat ganz auf den Ausbau der Infrastruktur gesetzt, neben Straßen und Brücken entstanden Hotels, Restaurants und Tankstellen, um den Touristen etwa den Besuch des Yellowstone-Nationalparks zu erleichtern. Aus dieser Zeit stammt auch die im Westernstil errichtete „Daniel Station“ am US Highway 189. Inzwischen hat die Natur die Infrastruktur zurückerobert, das wuchernde Grün hat die Fassade der Tankstelle erreicht. Der Andrang scheint sich aber selbst zu besten Zeiten in Grenzen gehalten zu haben – offenbar reichte eine Zapfsäule, um alle Autofahrer mit Benzin zu versorgen.



Arizona Ein Motel mit Pool mitten in der Sonora-Wüste, das wirkt auf den ersten Blick nicht übel. Der zweite Blick aber offenbart Ernüchterndes. Dort, wo das knallrote Motel-Schild geradezu überschwänglich mit drei langen Pfeilen

hinweist, während darunter gleichmäßig anrauschende Wellen auf der babyblauen Pool-Reklame sanft schaukelnde Entspannung verheißen, da sieht der gestresste Autofahrer: nichts. Oder besser: Er sieht einen beeindruckend gleichmäßig

eingebneten Platz vor dem reizvollen Hintergrund der Wüstenberge am Horizont. „Das Gebäude dort ist wohl abgerissen worden, aber es ist schon ungewöhnlich, dass man so einen Platz völlig räumt“, sagt Niehues. „Normal

bleibt das einfach stehen.“ Weil es schlichtweg billiger ist so. „Vielleicht ist dort in Zukunft ja ein Neubau geplant.“ Vielleicht aber hatte das Abrisskommando auch einfach einen Sinn für Dramatik. Oder für Humor.

Amerika, man vergisst das leicht in den Tagen von Donald Trump, kann auch ein Land der Stille sein. Der Fotograf Heribert Niehues hat solche Orte der Stille gesucht, und er ist vor allem im Herzland der Vereinigten Staaten fündig geworden, in den Bundesstaaten des Mittleren Westens: North Dakota, South Dakota, Nebraska, Utah, New Mexico. Den Ort, der ihn dabei am meisten beeindruckte, will er für sich behalten, was aber nichts mit Geheimniskrämerei zu tun habe, beteuert er, sondern mit einem Versprechen. „Die drei Bewohner des Orts haben mich gebeten, ihn nicht zu nennen. Sie befürchten, dass es sonst einen *Run* darauf gibt.“ Nur so viel: Er liegt im Norden des Bundesstaats Montana.

„Poesie der Vergänglichkeit“ heißt der Band, in dem Niehues Spuren der Vergangenheit eines Landes zeigt, das sich immer durch Mobilität definiert hat – auch wenn das bedeutete, von einem Moment auf den anderen alles hinter sich zu lassen und anderswo neu anzufangen. Niehues hat die *lost places* dieser mobilen Nation festgehalten: Autowracks, Tankstellen, Motels, Diner, Farmhäuser. Relikte eines vergessenen, dem Verfall preisgegebenen Amerikas, das sich selbst überholt hat: ausgeschlachtete Oldtimer, die neben den Skeletten verrosteter Zapfsäulen verwitern; windschiefe Holzhäuser, die in der Prärie ihrem Zusammenbruch entgegenschauern; aufgegebene Rasthäuser, auf deren Werbeschildern grinsende Cowboys noch „Sizzlin Steaks“ verheißen, obwohl die Türen längst verram-

melt und die Fensterscheiben blind sind. Niehues hat auch die Geschichten hinter diesen Orten rekonstruiert, sie handeln von Landflucht, Strukturwandel in der Landwirtschaft und den veränderten Fortbewegungsarten der Amerikaner, durch die Roadside-Diners und Tankstellen vom Verkehr abgeschnitten wurden. Gelegentlich glaubt man, zerfallende Freilichtmuseen zu sehen, die seit Jahrzehnten vergeblich auf Besucher warten. Es sind Bilder voller Nostalgie, Melancholie, Anarchie. „Manchmal kommt man in Gebäude, in denen noch so viele persönliche Dinge da sind“, sagt Niehues. „Man sieht Briefe, Karten, Weihnachtsglückwünsche, private Fotos und Fotoalben. Man spürt, dass da ganze Schicksale dranhängen.“

Niehues spürte diesen verlorenen Staaten von Amerika im Internet nach, als zielführender aber erwies sich oft, einfach auf gut Glück in eine *Country Road* einzubiegen. Einmal begegnete er einem Farmer, der ihn zu einer Scheune führte, die sich als „Schatzkiste“ voller Oldtimer entpuppte. Einmal überraschte ihn, als er in totaler Ruhe in einem Haus fotografierte, wildes Gepolter in der Küche – es war ein randalierendes Reh. Und einmal entdeckte er ein Nest von Klapperschlangen, das unter einem alten Cadillac verborgen lag. Sie mögen starr und leblos wirken, die Relikte auf Niehues' Bildern. In Wahrheit aber ist das Leben dort längst weitergegangen.

Heribert Niehues, Poesie der Vergänglichkeit, Lost Places in den USA. Deltius Klasing, 49,90 Euro.



Nebraska Das Haus in der Nähe der Stadt Ord im Bundesstaat Nebraska barg skurrile Motive. Nicht nur das Rennrad unter der akkurat aufgehängten Krawattensammlung erstaunte Niehues, im gleichen Raum lag auch eine verblüffend gut erhaltene komplette Puppenfamilie auf der Lehne eines Sofas. Im Kleiderschrank hingen Cowboy-Jacken, in einer Schublade lag eine Perlenkette. „Warum nimmt man so was nicht mit?“, fragte sich der Besucher. Der Boden des Hauses war übersät mit Grassamen, die durchs offene Fenster aus der Prärie hereingeweht worden waren. In der Vorratskammer fanden sich Konserven, deren Haltbarkeitsdatum um Jahrzehnte überschritten war. Und dann war da noch der halb skelettierte Kadaver vermutlich eines Hundes in einem der Zimmer. „Das ganze Haus“, sagt Niehues, „war doch ein bisschen unheimlich.“

LOST IN TIME

Frankfurter Allgemeine SELECTION



Limitierte Reedition der ersten lenkbaren Tischlampe

Die von Curt Fischer vor beinahe 100 Jahren entwickelte lenkbare Leuchte wird in einer Auflage von 100 Exemplaren mit Original-E27-Fassung und Original-Drehhalter mit Porzellan-Innenteil gebaut. Diese ungenutzten Neuteile aus altem Lagerbestand wurden über die Jahrzehnte eingelagert und stehen nun für die Reedition zur Verfügung. Das charakteristische peitschenförmige Rohr wird von Thonet gefertigt.

Sichern Sie sich eine der Midgard-Tischarm Nr. 113 für 2790 Euro.

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

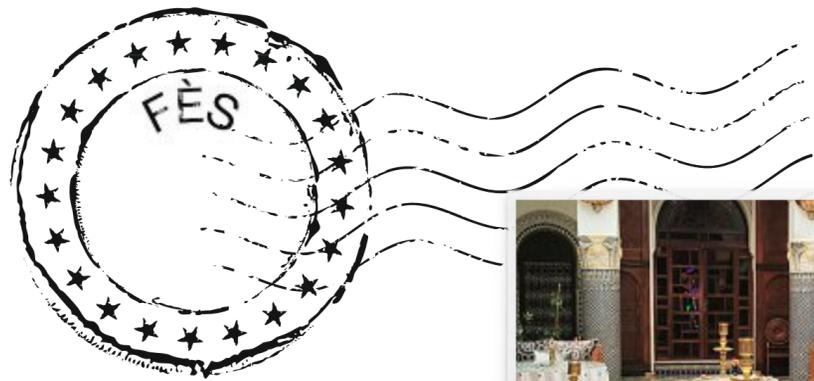


Die römische Ausgrabungsstätte Volubilis gehört zum Unesco-Weltkulturerbe und ist den kleinen Absteher wert. Neben den Ruinen der Basilika und des Triumphbogens sind auch die gut erhaltenen Bodenmosaikbilder eine Attraktion. Ein Spaziergang in der Abendsonne durch das einzigartige Freiluftmuseum der Antike ist ein schöner Kontrast zu den überfüllten Straßen von Fès.



Die verwinkelten Gassen der größten mittelalterlichen Altstadt der Welt bilden mit ihren unzähligen Ständen einen riesigen Markt. An Gewürzen, Fleisch, Gemüse, Obst, Süßwaren, Kleidung und Haushaltswaren kann man sich nicht sattsehen.

Grüße aus



Tiefes Blau ist die Farbe und das Wahrzeichen von Fès. Handbemalte Keramik findet man in vielen kleinen Geschäften der Medina. Man möchte sofort den Koffer mit Schälchen, Bechern und Tellern füllen.



Das Riad El Yacout ist ein palastähnliches Hotel, versteckt in der Altstadt. In der prunkvollen Empfangshalle wird auch gefrühstückt, im Außenbereich des Innenhofs ist ein kleines Schwimmbad. Sein Zimmer findet man im Irrgarten der Hotelgänge kaum wieder.

Reizüberflutung der Sinne in der ältesten der vier Königsstädte.

Von Christine Gensmantel
Fotos Alexandra Born



Neben Couscous-Gerichten gehört die Tajine zur traditionellen marokkanischen Küche. Das Schmorggericht im Tontopf wird mit Fisch, Fleisch oder Gemüse zubereitet und in den Restaurants und Straßenimbissen angeboten. Geschmacksache!

Die Gerberei in einem Innenhof kann man von Balkonen der umliegenden Geschäfte überblicken. Hier werden in Handarbeit Tierhäute bearbeitet und gefärbt – gegen den Gestank wird frische Minze gereicht. Die Taschen, Jacken und Gürtel, die aus dem Leder hergestellt werden, sind in allen Farben und Preisklassen im Laden nebenan zu kaufen.



Eine Kooperative in der Altstadt kennzeichnet alle Teppiche mit den Daten der Knüpferrinnen, so dass man weiß, woher sie kommen und wie lange sie an den Teppichen gearbeitet haben. Während man sich die Auslegeware fürs Wohnzimmer aussucht, wird Tee serviert.

Heute schon die F.A.Z. gehört?

Jetzt neu: der F.A.Z. Podcast für Deutschland.

Ab sofort können Sie das vielfältige Angebot der Frankfurter Allgemeinen nicht nur lesen, sondern auch hören. Von montags bis freitags widmet sich unser täglicher Podcast umfassend einem Schwerpunktthema aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport oder Wissen. Zusätzlich verschaffen wir Ihnen einen Überblick über zwei bis drei weitere relevante Themen. Freuen Sie sich auf unterschiedliche Standpunkte, spannende Einblicke und neue Denkanstöße – wann und wo immer Sie wollen.

H
EUTE
SCHON
DIE F.A.Z. GEHÖRT AB SOFORT
KÖNNEN SIE DIE F.A.Z. NICHT NUR LESEN, SONDERN AUCH
HÖREN. HERZLICH
WILLKOMMEN
BEIM
F.
A.
Z.
PODCAST
FÜR DEUTSCHLAND.
ICH BIN ANDREAS KROBOK.
MEIN
N
A
A
WE
IST TAMI
HOLLERIED.
UND ICH BIN SANDRA KLÜBER.
AB SOFORT MONTAGS BIS
FREITAGS.
IMMER UM
17
UHR.
"ICH SAGE GANZ
EINFACH DEUTSCHLAND IST EIN STARKES LAND." MAN NIMMT'S
IMMER SO, WIE'S KOMMT." - HOW
DARE YOU!
"WIR HABEN
S
O
VIELES
GESCHAFFT,
WIR SCHAFFEN DAS!"
"AND THE OSCAR GOES TO..." "JA, NATÜRLICH
WIRD DIE DEUTSCHE BANK ES
ALL
SICHEN
KÖNNEN." "OKAY,
AUF DEN ERSTEN BLICK VIELLEICHT,
ABER
IST
DAS NICHT NUR EIN VORURTEIL?
WIE SIEHT DAS DENN DIE
ANDERE
SEITE?
KÖNNEN SIE DAS ERKLÄREN? WENN MAN DAS JETZTMAL
WETTERDENKEN WÜRD, WAS
WÜRD ES
Bedeutung?
HÖREN SIE REIN
AUF FAZ.NET/
POD
CA
S
H
H
EUTE
SCHON
DIE F.A.Z. GEHÖRT AB SOFORT
KÖNNEN SIE DIE F.A.Z. NICHT NUR LESEN, SONDERN AUCH
HÖREN. HERZLICH
WILLKOMMEN
BEIM
F.
A.
Z.
PODCAST
FÜR DEUTSCHLAND.
ICH BIN ANDREAS KROBOK.
MEIN
N
A
A
WE
IST TAMI
HOLLERIED.
UND ICH BIN SANDRA KLÜBER.
AB SOFORT MONTAGS BIS
FREITAGS.
IMMER UM
17
UHR.
"ICH SAGE GANZ
EINFACH DEUTSCHLAND IST EIN STARKES LAND." MAN NIMMT'S
IMMER SO, WIE'S KOMMT." - HOW
DARE YOU!"

Jetzt Reinhören unter
faz.net/podcast





Fallen kaum auf: Die Boxen der britischen Marke ATC passen sich gut ein – und lassen viel Raum für die Raumbestaltung.

Lautsprecher sind ein leidiges Thema zwischen Mann und Frau. Seit vielen Jahren. Unter vielen Paaren. Der Versuch, das Problem nicht klischeehaft auf den Unterschied der Geschlechter zu reduzieren, ist schon lange gescheitert. Es bleibt dabei: Männer würden sich gerne die größten und teuersten Lautsprecher mitten ins Wohnzimmer stellen und den Rest der Einrichtung drum herum bauen. Frauen machen da nicht mit, oft zu Recht.

Was viele Audiohersteller unter Design verstehen, verstehen nur Menschen, die nichts von Design verstehen. Mal sind es unansehnliche Skulpturen aus Holz und Metall, mal kindisch verspielte Formen, mal wurde einfach ein Gehäuse um die Membranen herumgebaut und mit Klavierlack angestrichen.

Die Lautsprecher, die gut aussehen, schaffen es oft trotzdem nicht ins Wohnzimmer – weil sie dort im Weg stehen. Die Nähe zur Wand tut dem Klang nicht gut, weil die Schallwellen im Bassbereich zu viel Schwung nehmen. Also rückt man sie ein bis zwei Meter, je nach Größe und Wucht der Lautsprecher, in den Raum. Erst einmal. Dann muss der Sessel noch eine Ecke des Stereodreiecks bilden. Weil das einigermaßen gleichschön sein soll, zieht man eine Sperrzone von drei auf drei auf drei Metern. Letztlich gibt es also nur eine partnerverträgliche Lösung: ein eigenes Zimmer für die Hörsessions. Das aber kann sich kein Mensch leisten – die Boxen sind ja schon so teuer.

Hilfe kommt aus Amerika, Großbritannien und Frankreich. Dort, und nicht nur dort, gibt es Audiohersteller, die Wandlautsprecher im Angebot haben. Diese Boxen sitzen entweder an oder in der Wand und werden On-Wall- oder In-Wall-Speaker genannt. Sie verstecken sich so weit wie technisch möglich in den Räumen. Ander-Wand-Produkte sind ein ästhetischer Kompromiss: Die Hersteller konzipieren das Gehäuse dieser Lautsprecher möglichst schmal, aber es hängt eben dennoch unübersehbar an der Wand. In der Regel modifizieren die Anbieter dabei eine bestehende Serie ihrer Stand- oder Regal-lautsprecher, indem sie das Gehäuse und

WAND IN SICHT

Lautsprecher können zu lautstarkem Streit über die Wohnungseinrichtung führen. Warum also nicht an die Wand damit?

Von Marco Dettweiler



Angepasst: Lautsprecher von Cabasse (oben) sind Skulpturen, JL Audio bleibt unauffällig.

die Abstimmung der Boxen ändern. Ein Beispiel: ATC mit seinen drei Modellen der HTS-Serie. Das britische Unternehmen interessiert sich eigentlich wenig für Design. Seit knapp 50 Jahren ist es vor allem wegen des Spitzenklangs seiner Produkte erfolgreich. Unter den Kunden von HTC sind daher prominente Namen und Firmen – wie etwa Sting, Pink Floyd oder die BBC. Im Angebot hat das Unternehmen Boxen für Profis und für Heimhörer. Der Name seiner On-Wall-Serie HTS ist eine Abkürzung für „Home Theatre Series“. Ihre Anwendung beschränkt sich aber nicht auf die Klangerzeugung für den Fernseher, die Produkte eignen sich auch zum Musikhören. Schließlich bietet es sich in vielen Wohnzimmern an, beide Hörsituationen miteinander zu kombinieren: Dort, wo man Fernsehen schaut, hört man häufig auch Musik.

Die Boxen sollten mit guten Dübeln an die Wand angebracht werden – auch wenn sie nur, je nach Modell, zwischen 14 und 17 Zentimeter tief sind, haben sie ordentlich Gewicht. Es gibt Querkant- und Hochkantmodelle. Für den klassischen Stereohörer, dem der Zweikanalton genügt, bietet sich jeweils ein Lautsprecher links und rechts vom Fernseher oder anderswo im Raum an. Das ist mit 1300 Euro preislich die günstigste Variante. Der Paarpriest für das Dreiwegemodell liegt bei 5400 Euro, was unwesentlich mehr ist, als das Pendant aus der Kompakte- und Standlautsprecher-Reihe SCM kostet. Klanglich sind die beiden ähnlich. Wer also den typischen linearen, klaren Sound von ATC mag, findet hier eine passende Möglichkeit, sehr gute Boxen dezenter im Wohnzimmer unterzubringen. Was man dabei nicht vergessen sollte: Die Boxen benötigen Verstärkung, weshalb sich ein Lautsprecherkabel vom Receiver oder der Endstufe an der Wand entlang mogeln muss.

Was ATC nicht bietet, ist ein Subwoofer in dieser Bauweise. Dafür könnte man etwa auf einen Hersteller aus Amerika zurückgreifen. JL Audio und seine rund 500 Mitarbeiter haben sich seit vielen Jahren auf tiefe Töne spezialisiert, die entweder in Autos aus der Innenverkleidung

oder in Wohnungen aus der Wand kommen. Das Gehäuse verschwindet dabei so weit in der Wand, dass der Lautsprecher-schutz mit deren Oberfläche abschließt. Was noch sichtbar ist, wirkt wie eine quadratische Abdeckung für einen Schacht, dessen Kantenlänge 27 bis 45 Zentimeter beträgt. Dahinter geht es jedoch einen bis eineinhalb Meter unter der Tapete oder dem Putz mit dem Gehäuse in die Höhe, weil die Membran den Platz braucht, um nach innen Druck aufzubauen und abzulassen. Solche Anwendungen sind eigentlich nur sinnvoll, wenn man plant, ein Gebäude zu bauen und der Architekt solche Elemente mitsamt Schächten für die Kabel gleich berücksichtigen kann.

Der französische Boxenspezialist Cabasse bietet Einbaulautsprecher für Decke und Wand an, die wiederum die Subwoofer von JL Audio ergänzen können, weil sie sich weitgehend im Wohnzimmer verstecken. Cabasse hat aber auch eine Variante für all jene parat, die ihre Lautsprecher zwar aus dem Weg haben, aber nicht ganz verbergen wollen. Eine auffällige Kugelform ist das Markenzeichen von Cabasse-Modellen wie La Sphère und Grand Baltic, auf Ständern sitzend ähneln sie Skulpturen. Cabasse hat diesen Modellen nun quasi den Kopf abgenommen, um sie als eigenständige Lautsprecher für die Wandmontage anzubieten. Dabei sitzt die Kugel auf einem Sockel an der Wand, was an eine Leuchte oder eine riesige Überwachungskamera erinnert. Bei der Eole- und der iO2-Reihe lässt sich die Kugel sogar zur Hälfte in der Wand versenken.

ATC, JL Audio und Cabasse sind nicht die einzigen Hersteller, die solche Wand-lautsprecher im Programm haben. Doch nur wenige bieten einen Klang, der mit normalen Regal- oder Standlautsprechern mithalten kann. Solche Boxen sind eine gute Option für alle, die auf Standlautsprecher im Wohnzimmer verzichten wollen oder müssen. Und wer mit seinem Partner und einem Architekten ohnehin gerade über die Details des Innenausbaus nachdenkt, der findet bestimmt noch einen Platz an der Wand für den guten Ton im neuen Haus.



Wer keinen Garten hat und die Natur sehr vermisst, kann eine Moos-Sitzgelegenheit simulieren – mit dieser samtigen Kissenhülle von Yomonda.



Wie kann ich meine Energie aktivieren, trotz Frühjahrsmüdigkeit? Zum Beispiel mit dieser Feuchtigkeitsmaske von Annayake, gibt's bei Douglas.



Bis dato unveröffentlichte Bilder von Peter Lindbergh präsentiert Giorgio Armani unter dem Titel „Heimat. A Sense of Belonging“ in Mailand. Gerade geschlossen, aber bis August!

FREE YOUR PORN

Porno für alle und das sofort. Und umsonst! In der Corona-Krise sind nicht nur die Aufrufzahlen und Verkäufe in der Pornoindustrie in die Höhe geschwollen, manch ein Porno-unternehmer hat sich auch von seiner menschlichen Seite gezeigt. So gab es zunächst in Italien, das besonders vom Virus betroffen ist, einen unentgeltlichen Pornhub-Premiumzugang für alle, und inzwischen hat Pornhub dieses Geschenk auf die ganze Welt ausgeweitet. Ob auf den Zuwachs in der Pornobranche ein Anstieg der Scheidungsraten und jede Menge Kinder folgen (alles unabhängig voneinander), wie viele gerade prognostizieren, wird sich indes zeigen.



Diese Capsule Collection der Hamburger Schmuckdesignerin Nina Kastens setzt auf rosafarbene frühlinghafte Herzen.



Die Biosohle dieser Tommy-Hilfiger-Sneaker besteht aus Apfelschalenresten. Sie ist laut Hersteller eine besonders umweltverträgliche Lederalternative. Auch in Weiß erhältlich.



Wer auf den abendlichen Wein im Homeoffice nicht verzichten mag, dem sei der Kater-Cure von Saint Charles aus Herz gelegt: Apotheker-Tonikum Hangover, gegen den Kater und für mehr Wein.



Wir sind ja alle gerade viel zu Hause, da bindet man langes Haar gern aus der Stirn. Geht super mit den Scrunchies von Gucci (links), Dior (unten) und Hermès (rechts).



Wenn es mit der Safari in fernen Ländern aus bekannten Gründen zur Zeit nicht klappt, kann man sich ja zumindest safarimäßig anziehen. Mit den Outfits von Baum und Pferdgarten gelingt das.



Sind die Hände rau vom vielen Waschen und Desinfizieren? Der Handbalm von Diptyque enthält die für eine gute Handcreme essentielle Sheabutter – und Aprikosenöl.

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Johanna Dürholz*



Farbenfrohe Riemchen-Schuhe mit Absatz wie dieses Modell von Asos erwarten uns im Sommer. Machen garantiert himmel-helle Laune. Brauchen wir dringend.

DIE V-KURVE

Entgegen einiger Prognosen haben wir bisher nicht mehr online geshoppt. Am Ende der ersten Lockdown-Woche seien die Google-Suchen nach Online-Shops in Deutschland um ein Drittel zurückgegangen, sagt das Deutsche Mode-Institut. Doch andere Krisen, wie die wegen Sars, zeigen: alles Teil der V-Kurve. Erst sinkt die Einkaufslust, dann steigt sie wieder und zwar steil.



Dinge, die sich lange halten, sind auch bei Nicht-Hamstern derzeit beliebt. Die Brote von B. just bread sind vegan und mindestens 40 Tage genießbar.



Diese Sonnenbrille von Armani ist so cool, die ist sogar dann noch cool, wenn man eine dieser Personen ist, die bei jedem klitzekleinen Sonnenstrahl im April gleich die übertrieben divenhafte Sonnenbrille hervorzaubern.

FOTOS: HERSTELLER, UNIVERSAL © PETER LINDBERGH

FOTOS: HERSTELLER

Helle Welle

Latte Macchiato mit Sirup war gestern. Heute geht es um Qualitätskaffee ohne Schnickschnack.

Im Seminar lernt man, wie man ihn erkennt und zubereitet.

Von Leonie Feuerbach
Fotos Felix Schmitt



„Wer schlürft, schmeckt mehr“: Beim Tasting werden verschiedene Kaffeesorten und Zubereitungsarten ausprobiert.

Rihab liebt Kaffee. Aber nur aus heller Röstung. Und Arabica, kein Robusta. Christoph will irgendwann mal eine eigene Siebträgermaschine haben. Morgens trinkt er immer Bulletproof Coffee, einen Kaffee mit Butter und Kokosöl, der nicht nur wach, sondern auch satt macht. Tobi, Julie, Kirsten und Eva sind weniger kaffeeverstiegen als die anderen beiden, aber interessiert genug, ihren Feierabend dem Studium von Kaffee zu widmen.

Die sechs Leute zwischen Mitte zwanzig und Ende vierzig sitzen an einem Winterabend um den langen Tisch im Café „Hoppenworth & Ploch“ im Frankfurter Nordend. Im Hintergrund läuft Loungemusik. Am Tischende sitzt Friedrich Radi – Bart, Brille, T-Shirt mit einer Karte von Kaffee-Anbauregionen – und verkündet das Ziel des Abends: „Von einem ‚schmeckt mir‘ oder ‚schmeckt mir nicht‘ wollen wir hinkommen zu einem qualitativen Urteil über Kaffee.“ Denn jenseits von persönlichen Vorlieben gebe es guten und schlechten Kaffee, wie es auch Tafelwein und Spitzenwein gibt.

Und guten Kaffee zu trinken, auch wenn Friedrich Radi das nicht sagt, ist gerade angesagt. Vorbei sind die Zeiten, in denen ekliger Automatenkaffee als reiner Wachmacher konsumiert wurde – oder riesige Starbucks-Becher mit süßem Sirup und viel Milch als Statussymbol galten.

Das war in der zweiten Kaffeewelle der Fall – nachdem Kaffee im 19. Jahrhundert in einer ersten Welle große Popularität erreicht hatte. In der dritten Welle, der derzeitigen „Third Wave of Coffee“, haben die Leute nach hochwertigem Wein, Tee und Gin nun hochwertigen Kaffee entdeckt, wie „Hoppenworth & Ploch“ ihn verkaufen.

Dieser sogenannte Spezialitätenkaffee kann bis zum Zehnfachen des handelsüblichen kosten. Der Preisunterschied entsteht bei jeder Stufe der Kaffee-Wertschöpfungskette: Der Anbau erfolgt auf guten Böden, und die Kaffeekirschen dürfen lange reifen. „Langsame Reifung sorgt für mehr Süße, das ist wie bei der Spätlese beim Wein“, sagt Friedrich Radi. Bei der Ernte werden verfaulte, verschimmelte oder von Insekten angefressene Kaffeekirschen aussortiert und nicht einfach mitgeröstet. Die Bohnen werden schonend transportiert und anschließend lange auf niedriger Temperatur geröstet. So behalten sie viele ihrer ursprünglichen Aromen bei, und es entstehen nur geringe Röst-Aromen. Handelsüblicher Kaffee wird aus Sicht der Spezialitätenkaffee-Liebhaber hingegen so heiß geröstet, dass sämtliche Charakteristika der Bohnsorte verloren gehen und alle Kaffeesorten gleich schmecken – im schlimmsten Fall, wie Radi es ausdrückt, „wie ein verbranntes Stück Holz“.

Ähnlich wie bei gutem Wein kann man bei gutem Kaffee das Anbaugelände herauschmecken – vorausgesetzt, es handelt sich um einen hell gerösteten Single Origin Coffee und nicht um einen dunkel gerösteten Blend. Auf dem Etikett eines Spezialitätenkaffees stehe nie bloß „100 Prozent Arabica“, erläutert Radi: „Wenn irgendwo ‚100 Prozent Rotwein‘ draufsteht, handelt es sich schließlich auch ziemlich sicher um Tetrapak-Wein.“

Stattdessen gehen aus dem Etikett hervor: die Anbauregion; die Art der Weiterverarbeitung, also ob die Kaffeebohne durch Waschung oder Trocknung vom Fruchtfleisch der Kirsche gelöst wurde; der Röstgrad; und die Aromen, also etwa fruchtig oder mit Karamellnote.

Der Kaffeekonsument, sagt Friedrich Radi, komme erst nach all diesen Schritten ins Spiel, manchmal mit dem Mahlen, manchmal erst noch später, bei der Zubereitung. Wobei Radi dringend empfiehlt, selbst zu mahlen: „Flüchtige Aromen sind verschwunden, wenn man vorgemahlene Kaffee kauft.“

Nach eineinhalb Stunden Vortrag geht es endlich ans Probieren. Friedrich Radi stellt sieben mit Kaffee gefüllte Gläser auf den Tisch, dazwischen zwei Wassergläser. Jeder Teilnehmer bekommt einen Löffel, ein Spuckglas und die Anweisung, mit dem vorderen Teil des Löffels den Kaffee abzuschöpfen und hinten zum Schlürfen anzusetzen, danach entweder zu schlucken oder auszuspucken und den Löffel im Wasserglas zu säubern. „Wer am lautesten schlürft, gewinnt“, sagt Radi. Denn wie beim Wein gelte beim Kaffee: „Wer schlürft, schmeckt mehr.“

Die einzelnen Kaffeesorten schmecken eindeutig verschieden. Aber wie diese Unterschiede bewerten oder in Worte fassen? Gar nicht so leicht. Über den zweiten Kaffee in der Reihe, den Las Tinieblas aus El Salvador, lautet Radis Urteil: „Super kirschtig. Kakao eher so im Abgang. Bisschen Zartbitter-Aromen.“ Und der erste Kaffee sei „unterröstet“, hätte „zehn bis 15 Sekunden länger geröstet



Hell gewinnt: Kaffee der dritten Welle wird schonend geröstet.

werden müssen, um nicht ganz so sauer zu sein“. Das klingt schon sehr fortgeschritten, wird in der nächsten Probierunde aber noch gesteigert: In den drei Gläsern befindet sich der gleiche Kaffee, nur unterschiedlich zubereitet, mit feinerem oder gröberem Mahlgrad und mehr oder weniger Wasser und Kaffeepulver. Und tatsächlich: Die Unterschiede sind enorm. Der Kaffee aus dem ersten Glas schmeckt viel zu sauer. Das soll ein Spezialitätenkaffee sein? Friedrich Radi sagt: „Bei einer hellen Röstung muss man weniger Kaffee nehmen, sonst wird es zu sauer. Und man muss den Kaffee feiner mahlen. Das heißt, man muss sich gut auskennen, um aus diesen teuren Kaffees das Beste rauszuholen.“ Ganz schön kompliziert.

Radi holt nun – es ist schon halb zehn Uhr abends – einen „Coffee Brewing Control Chart“ hervor, der erklärt, wie Mahlgrad und Menge den Geschmack des Kaffees beeinflussen. Wenn man feiner mahlt, kommen bittere Geschmacksnoten durch, je mehr Kaffeepulver man nimmt, umso saurer schmeckt es. Das Ziel: den „sweet spot“ des Kaffees zu finden, an dem Säure und Bitterkeit in Balance sind und die Süße durchkommt. Julie kneift die Augen zusammen und schaut etwas verwirrt, ihr Freund Tobi hingegen weiß die richtige Antwort auf Friedrich Radis Frage, wie mit unterextrahiertem Espresso umzugehen ist. Sie lautet: feiner mahlen oder mehr Wasser nehmen.

Eva und Kirsten geht das zu weit, sie wollen lieber ein paar konkrete Tipps und fragen, welcher Espresso sich am besten zur Zubereitung von Cappuccino eigne. Radis Antwort: „Das kann man nicht so generell sagen. Aber auf sehr guten Kaffee sollte man vielleicht gar keine Milch kippen.“ Die beiden sind sichtlich irritiert.

Geht mit der neuen Liebe zu hochwertigem Kaffee ein gewisser Dünkel einher, wie ihn manche Weinkenner gegenüber lieblichen Weinen oder Weinschorle haben? So scheint es zumindest bei Rihab zu sein, die helle Röstungen liebt, und die anklagend auf einen Haufen dunkel gerösteter Bohnen aus Radis Präsentation zeigt und mit leidvoller Stimme sagt: „Das Problem ist, dass die meisten Menschen gar nicht erkennen, dass sie DAS trinken.“

Nach 22 Uhr und damit mehr als eine Stunde später als angekündigt ist das Seminar vorbei. Kirsten und Eva gehen als erste. Tobi und Julie kaufen noch Kaffee ein und unterhalten sich darüber, ob sie sich nicht doch eine Kaffeemühle anschaffen wollen, dann verlassen auch sie das Café. Rihab und Christoph bleiben am längsten, gehen beide noch mal zu Friedrich Radi. Rihab, um das Seminar zu loben, und Christoph, um zu fragen, wann die Termine für die nächsten Veranstaltungen veröffentlicht werden. Er würde gerne noch das Seminar „Latte Art“ besuchen. ◀

Frankfurter Allgemeine

Freiheit beginnt mit F

Freiheit hat viele Seiten.
Mehr erfahren auf freiheitimkopf.de

Seit 70 Jahren steht die Frankfurter Allgemeine für die Freiheit im Denken. — Sie steht für die Vielfalt der Perspektiven. Für die Kraft der Fakten. Mit Tiefe und Intelligenz, mit sachlichem Blick und besonnenem Stil analysiert die Frankfurter Allgemeine das Geschehen und ordnet es ein. Demokratie beruht auf Freiheit. — Freiheit beginnt im Kopf.

„WAS MIR ZUM GLÜCK FEHLT? ZUM GLÜCK NICHTS!“



Er scheint Schweizer durch und durch, der Familienname spricht dafür. Doch **Alfredo Häberli** wurde 1964 in Buenos Aires geboren. Als Jugendlicher ging er mit seiner Familie zurück in die Heimat seiner Großeltern. An der Hochschule für Gestaltung in Zürich studierte er Design, gründete nach dem Diplom Anfang der Neunziger sein Studio. Heute ist Häberli der bekannteste Produktdesigner der Schweiz. Viele Arbeiten für Firmen wie Alias, Iittala, Offecct und Luceplan sind zeitlose Klassiker. Moroso und Andreu World wollten Ende April neue Sitzmöbel von ihm auf der Mailänder Möbelmesse vorstellen – die ist für dieses Jahr aber abgesagt worden.

Was essen Sie zum Frühstück?

Wenn ich zu Hause in Zürich bin, Bircher Müsli mit Joghurt und dazu einen starken doppelten Espresso. Das Müsli mache ich selbst, aus Körnern und Früchten.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Vorwiegend wenn ich unterwegs bin. Zu meiner Arbeit gehört es, Boutiquen zu besuchen, ob das nun in Kopenhagen, Mailand, London oder New York ist. Mich interessieren die Innenarchitektur sowie unbekannt Marken und Produkte. In Zürich habe ich zudem für den Maßkonfektionär Alferano eine Herrenboutique entworfen, und ein Teil meines Honorars sind maßgefertigte Anzüge.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein gelber Skioverall von Descente. Als ich in den siebziger Jahren in die Schweiz kam, war Skifahren noch Pflicht. Den Overall habe ich mir im Ausverkauf gekauft. Er passt auch noch, ist aber so schräg und verrückt, dass es viel Mut braucht, mit ihm noch auf die Piste zu gehen.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Heute Morgen. Es ist mehr ein gezeichneter Liebesbrief an meine Frau. Wenn ich morgens früh auf Reisen gehe, hinterlasse ich ihr und den Kindern gerne ein paar Zeilen.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Ein Buch aus den Vierzigern. Es ist von einem Cartoonisten des „New Yorker“, Saul Steinberg, und heißt „All In Line“.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich lese jeden Tag den „Tages-Anzeiger“, sonntags die „NZZ am Sonntag“. Für unterwegs habe ich Magazine dabei, Beilagen von „New York Times“, „Süddeutscher Zeitung“ und F.A.Z., die ich zwischendurch lese.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich tendiere dazu, nicht über mich und meine Arbeit zu sprechen. Ich mag es nämlich nicht, wenn ich über meinen Beruf definiert werde. Ich frage lieber nach, was mein Gegenüber gerade beschäftigt.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„Bohemian Rhapsody“ über Freddy Mercury. Dabei hat mich der Tod meines Bruders, der ebenfalls in den Neunzigern an Aids gestorben ist, eingeholt. Das war ziemlich katastrophal im Kino, aber es hat nachher zu sehr schönen Gesprächen mit meinen Kindern und meiner Frau geführt, für die Aids ein eher abstraktes Thema ist.

Sind Sie abergläubisch?

Nein. Da hatte ich nie Platz für.

Worüber können Sie lachen?

Ich bin in Argentinien geboren, und dort ist aufgrund des andauernden politischen und wirtschaftlichen Chaos Humor unerlässlich. Das spielt für argentinische Komiker eine große Rolle. Meine beiden Schwestern, meine Mutter und ich können uns über ihre Witze kaputt lachen.

Ihr Lieblingsvorname?

Ich bleibe meist bei französischen Namen hängen, darum heißen unsere Kinder wohl auch Luc und Aline. Alfredo mag ich gar nicht, das klingt nach einer Pizza. Aber ich

kann gut damit leben, mein Vater hieß auch Alfredo. Und mein zweiter Vorname ist auch nicht besser: Walter.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja. Wenn ich in Zürich bin, muss ich mittags raus aus dem Studio, um alleine zu sein. Ich gehe dann gerne auch alleine in ein Restaurant.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich dachte lange, auf einer Insel zu wohnen wäre schön. Ich war dann ein Jahr auf Mallorca und habe festgestellt, dass ich lieber in der Toskana leben würde, des Essens, der Landschaft, des Wetters und der Leute wegen.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Genügende Kälte.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit! Ich bin ein Autonarr. Ich bin neben der Rennstrecke Oscar Cabalén in Córdoba aufgewachsen. Wenn ich nach Italien mit dem Auto fahre, natürlich immer über den Pass, dann höre ich kein Radio, weil mir das Geräusch des Motors so gefällt.

Was ist Ihr größtes Talent?

Umgang mit Menschen. Und dass das Beobachten Teil meines Denkens ist.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Auch wenn ich das wohl nicht mehr sagen dürfte: ein- bis zweimal im Jahr auf einer Autorennstrecke sinnlos herumfahren.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Ich hätte gerne mit dem amerikanischen Künstler Alexander Calder an seinen Mobiles gebastelt.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Seit meinem 18. Lebensjahr sammle ich Uhren. Sie sind alle aus den Siebzigern, bis auf die Uhr, die mein Vater zu seinem 18. Geburtstag geschenkt bekommen hat. Ein Mann sollte immer eine schöne Uhr tragen, als Schmuck, und nur eine Uhr. Ich nehme immer mindestens zwei bis drei meiner gut 60 Schweizer Uhren mit auf Reisen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Zwei, beide von Hermès: Terre d'Hermès und Eau des Merveilles Bleue.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Eine Reise mit dem Auto durch Marokko, von Marrakesch bis zum Hohen Atlas. Das war sehr schön, vor allem die Farbigkeiten, die Texturen, die Geräusche.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei dem englischen Musiker Benjamin Clementine.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Zum Glück nichts.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Vorwiegend Züricher Leitungswasser. Hin und wieder ein Ginger Beer.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.



1 2 5
JAHRE
DEUTSCHE
MANUFATUR

SOFA ED BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9 DRESDEN
STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG • HOHENSTAUFENRING 62
KÖLN • BACHSTR. 8 KONSTANZ-KREUZLINGEN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100
MÜNCHEN • HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
TRUE CHARACTERS



[louisvuitton.com](https://www.louisvuitton.com)

LOUIS VUITTON